DER SCHELM VON BERGEN: EINER UNVERKLUNGENEN SAGE NACHERZÄHLT

Alexander Julius Schindler


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Der

Schelm von Bergen.

Einer unverklungenen Sage nacherzählt

von

Julius von der Traun.

Zweite Auflage.



Wien.
Verlag von L. Rosner.
1880.

Der allerhoheste hat Macht
Vber der Menschen Konigreiche
Vnd er giebt sie deme er will.

(Inschrift de anno 1235 im Fürstensaale des Rathhauses zu Lüneburg.)

I.

Nach dem Tode seiner ersten Gemalin lebte der Kaiser lange Zeit im Witwerstande. Einige seiner Töchter hatte er an mächtige Fürsten verheirathet, seine Söhne mit fetten Reichsländern belehnt. So saßen seine Kinder — jedes — in seiner Residenz und er blieb einsam in der seinigen.

Als er den Entschluß faßte, sich das zweite Mal zu verheirathen, stand er an der Schwelle des Greisenalters. Er hatte ein kahles Haupt und einen silberweißen Bart. Seine Braut hatte er aus jenem gepriesenen und oft umworbenen Lande geholt, auf dessen „goldener Seite“ ein noch heute in unvergänglichem Ansehen stehender Feuerwein reift, aus jenem einst so kriegerisch kühnen und reichen Fürstenthume, dessen stolzes Andenken noch in unsern Tagen

im Sinnbilde des „goldenen Vließes“ fortlebt. Sie war eine Prinzessin von kaum siebzehn Jahren, ihre Schönheit und ihr Reiz waren unvergleichlich. Im Laufe dieser harmlosen Erzählung wird der geneigte Leser selber sehen, wie schön sie war.

Der Kaiser wechselte, wie damals Sitte und Nothwendigkeit forderten, oft seinen Aufenthalt. Als er seine junge Frau heimführte, wohnte er in einer uralten, schon vor den Römerzeiten gegründeten Stadt am Rheine. Da die Kaiserin aus dem Schiffe stieg und ihre blauen Augen, welche sie gemeiniglich sittsam niederzuschlagen gewohnt war, ohne darum das Geringste in ihrer Nähe zu übersehen, plötzlich aufschlug und damit die Herzen und die Mienen der glänzenden und vornehmen Versammlung erleuchtete, welche sie am Ufer empfing, gerieth der Sinn so manches erprobten Helden, so manches gewiegten Staatsmannes in süße Verwirrung, so daß selbst der Bischof, als er segnend seine Hände auf ihr Haupt legte, in weihevoller, überquellender Begeisterung seine Lippen küssend auf ihre Stirne drückte. Der Kaiser, der dankbare Priesterfreund, der selber in Demuth des bischöflichen Segens harrend, mit über der Brust gekreuzten Händen gesenkten Hauptes stand, hatte die in so un-

gewöhnlicher Form vollzogene Benediktion seiner jungen Gattin nicht bemerkt. Als ihm aber sein Hofmarschall davon Nachricht gegeben hatte, fand er das Geschehene um so bedenklicher, als der segnende Bischof ein Graf aus altem Geschlechte, dabei aber ein schöner Herr in guten Jahren und von frischer Gesundheit war. Er ließ daher dem Kirchenfürsten sagen: Wenn er in Zukunft wieder küssen wolle, so solle er das Kreuz küssen, das an seinem — des Bischofs — Halse hängt, und nicht das schöne Hauskreuz, welches er — der Kaiser — für seinen eigenen Hals erwählet und nur für diesen habe weihen lassen.

Obwohl diese Botschaft nach guter Laune klang, so zog es der Bischof dennoch vor, seine Residenz zu verlassen und, so lange der alte Kaiser lebte, nicht wieder dorthin zurückzukehren. Denn der Kaiser war kein Freund der damals im Schwunge gehenden, adeligen Sitten und hatte erst vor kurzem auf dem Marktplatze einer Stadt in Thüringen ein paar Dutzenden von Grafen und Rittern die Köpfe abschlagen lassen, aus keinem zulänglicheren Grunde, als weil sie treu den angestammten Sitten edler Ahnen ihre Einkünfte, sowie die Macht und das An-

sehen ihres Hauses, durch Straßenraub und Landfriedenbruch zu vermehren pflegten.

Ein paar Jahre nach seiner Vermählung lebte der Kaiser am Maine, in einer Pfalz, deren schöner Hofgarten sich bis an die Ufer des Stromes ausdehnte. Diese Residenz war am Ende einer Stadt gelegen, deren Ruhm und Reichthum später durch Jahrhunderte immer glänzender empor wuchs, bis die gewitterschwangeren Wolken, welche in unseren Tagen immer drohender über die Schöpfungen der Vergangenheit heraufziehen, ihre Schatten auch über sie zu breiten begannen.

Ungeachtet der heißen Wünsche des Kaisers, welche doch sonst als Befehle gelten mußten, war seine Ehe kinderlos geblieben. So reizend auch die Kaiserin erblühte, der reichen Blüte folgte keine Frucht. Ihr Herz war unruhig geworden und traurig. Einsam verbrachte sie mit ihrer treuen Amme, welche sie aus der Heimat mitgebracht hatte und nicht mehr von ihrer Seite ließ, ihre Tage. Der Kaiser fand Zerstreuung in seiner Pracht und Macht, auch in den Sorgen, welche damals schon in der Brust des Herrschers wohnten, wenn auch die Völker ihr armes Leben

willig lebten und noch nicht so weit fortgeschritten waren, sich und ihre Rechte im Staate zu entdecken.

Damals blühten die echten Kaisertage, von welchen den Kronenträgern unserer Zeit nur mehr der Traum und die blutige, eben so recht- als fruchtlose Mühe geblieben ist, denselben in dauernde Wirklichkeit zu verwandeln. Damals erblickte ein rechtgläubiges Volk in Demuth und Gehorsam das Recht nirgends als bei der Macht, und es öffnete willig Schrank und Adern, wenn es dem Fürsten genehm schien, Gut und Blut seiner Unterthanen zu verzehren.

Nie fühlte sich unser Kaiser wohler, als wenn er seine Bischöfe, Fürsten, Grafen, Herren und Ritter, seine Macht- und Lustgenossen in seiner Pfalz um sich versammelt hatte. Dort saßen sie bei ihm in langen glänzenden Reihen, die Tafel prangte mit Gold- und Silbergeschirr, mit funkelnden Bechern und Pokalen. An seiner Seite aber mußte die junge Kaiserin sitzen, mit deren Besitze er nicht minder prunkte, obwohl er der tiefen Becher voll alten Weines mächtiger war, als ihrer jungen Schönheit. Wenn der Alte seinen Lieblingen huldvollst den Trunk zubrachte, die Herren sich herzudrängten, ihrem Gebieter, dem Wein und Freude Wangen und Stirne immer höher rötheten,

ehrfurchtsvoll Bescheid zu thuen, wenn über das Haupt der Kaiserin hin die Becher voll schwankenden Rebensaftes ungestüm aneinander klangen, beugte die hohe Frau das Haupt und zog ängstlich die Achseln empor, daß der in Gold gestickte Adler auf ihrer Brust, wie eine erschreckte Taube in den Falten ihres Kleides zu verschwinden schien. Hilfe suchend warf sie einen Blick auf den Gemal, der aber trank und trank und hatte kein Auge mehr für sie. Heute war er mehr als je des Weines Knecht. Die Kaiserin ließ trostlos die zarten Lider über ihre blauen Augen herabfallen, wie ein ermüdeter Vogel sein Gefieder senkt und auf Flug und Ziel verzichtet.

Die gepeinigte Fürstin sah keinen Ausweg mehr aus dem rohen Getümmel, als plötzlich — der Zutrunk sollte dem Patriarchen von Aquileja gelten — aus des Kaisers schwankendem Becher ein Weinstrom in ihre Locken, auf ihren Hals und Busen niederfloß. Sie fuhr vom Stuhle auf, ihren sanften Augen entloderten wilde Flammen, ihrer Geduld entfuhr das Steuer, die Wogen ihrer Anmuth stockten. Mit weißen Armen theilte sie den Chor der unsichern Zecher, Damen und Pagen folgten ihr voll Bestürzung, in der Thüre aber wendete sie sich um, und warf einen

Blick voll Hohn und Strenge in das Getümmel zurück. Dort erblickte sie ihren Gemal, trunkbeflissen seinen Becher bald diesem, bald jenem seiner Reichsbarone, bald wieder seinen durstenden Lippen zuneigend — er hatte den stürmischen Abgang seiner Gemalin nicht bemerkt. Zwar machte ihn jetzt der Hofmarschall auf das Geschehene aufmerksam, indem er mit der Rechten auf die Stelle wies, wo die Kaiserin stand; der Kaiser wendete auch betroffen sein Gesicht dahin, seine Augen suchten, aber sie fanden nicht, denn des Weines Geister flirrten störend vor seinen Blicken — der Augenblick der Niederlage war gekommen. Er will fragen — die Zunge versagt den Dienst, er will der Entflohenen folgen — da brechen seine Kniee — des Zechers Lust erstirbt in Stammeln, Stöhnen, Lallen. Er fällt in den Stuhl zurück, sein Haupt sinkt auf seine Brust, durch die offenen Fensterbogen weht aus dem Garten herein der Nachtwind und spielt mit den dünnen Siberlocken, welche seinen heißen Schädel dürftig umsäumen.

Bei diesem Anblicke erwachte ein wilder Sturm in der Seele der Kaiserin. Wie gewappnete Kämpfer traten in ihrem Herzen Ehrfurcht und Abscheu, Pflicht und Lust einander gegenüber und kreuzten die scharfen



Waffen; erschreckt erkannte sie den Unwerth ihrer Gegenwart, die furchtbare Leere ihrer Zukunft, und in seltsamer Bedrängniß, wie sie nie in ihren Tagen eine gleiche empfunden, verwünschte sie ihr grausames Geschick.

Zagend stand die schöne Frau, mit dem rechten Arme den Vorhang der Thüre über sich haltend — da brach aus ihren Augen in Strömen jener bittere Thau, von dem man fabelt, daß er die Kraft besitze, den glückverstoßenen Kindern dieser Welt ihr Leid zu lindern. Plötzlich aber, wie von einem raschen Entschlusse durchzuckt, trocknete sie mit ihren goldenen Locken Augen und Wangen und trat mit festen Schritten in die sternhelle Mainacht hinaus.

Bis an die blühenden Ufer des Mains hinunter erklang der Garten von sehnsuchtsvollem Nachtigallenschlag.

II.

Die Kaiserin hatte ihr Gefolge entlassen und war ermattet auf ihr einsames Lager gesunken. An die Stelle ihres Zornes war ein süßer Wunsch getreten, dem sich ihr kämpfendes Herz nicht länger zu verschließen vermochte. Siegreich war er eingezogen, mit unwiderstehlicher Macht trat er seine Herrschaft an. Als das müde Auge der erschöpften Frau zugefallen und ihre Sinne schutzlos in die Arme des Schlafes gesunken waren, entfaltete er die von den wachen Wirklichkeiten des Tages gebundenen Schwingen und rauschte übermüthig durch ihre verschwiegenen Träume hin. Niemandem ist ein Blick gegönnt in die schwelgende Aufrichtigkeit des Traumes, in dem die trunkene Seele mit den wesenlosen Schatten des Lebens buhlt, bis die Morgenglocken sie ungesättigt, doch berauschter, als sie entschlafen war, erwecken.

Als die Kaiserin erwachte, waren im Garten die fröhlichen Sänger des Morgens schon laut; der Fink, der Staar, die Drossel und hoch droben die Lerche. Nahe am weiten Bogenfenster stand eine uralt prächtige Linde, deren vom Golde der Morgensonne durchwobenes Blättermeer, in dem die Mailuft spielte, an den Wänden des Schlafgemaches Licht- und Schattenwellen lautlos rieselnd ineinander goß.

Plötzlich schwang sich aus dem Garten ein junger Fant in das Astwerk des alten Baumes herauf. Der Bursche trug ein buntes, eng anschließendes Kleid, an dessen Kragen, Säumen und Gürtel silberne Schellen klangen; seine mit gleichem Tand geschmückte Mütze hatte er schief auf seinen braunen Lockenkopf geworfen. Als er, nahe genug gegen das Fenster vorgeschoben, fest auf seinem Aste saß, nahm er die Laute von seiner Schulter und sang mit dem Wohllaute frischer Jugend die kecken Reime eines der damals an Fürstenhöfen so gern gehörten, aus der Provence herüber geflogenen Tagelieder, welche die ungenannte Dame preisen, die ihrem Sänger unnennbare Gunst gönnt, bis der Wächter von der Zinne den Morgenruf schmettert, der

wonnevoll vereinter Lippen,
holder Arme Lustverstrickung
herzlos auseinanderreißt.

Gar wohl gefiel der Kaiserin dieser Gesang, welcher die Fäden des Morgentraumes, aus dem sie eben erwacht war, so lieblich weiter spann, und in Wort und Melodie die süßen Spiele weiter spielte, welche seit Anbeginn das Menschenherz vor jeder andern Lust erfreuen. Den Vorhang ihres Lagers ein wenig öffnend, guckte sie mit morgenfrischen Augen nach dem Sänger, dessen freche Blicke durch das Gemach schweiften. Kaum hatte er das holde lauschende Antlitz ersehen, so setzte er auch schon mit kühnem Schwunge seinen Fuß auf die Fensterbrüstung, um in dem nächsten Augenblicke ins Gemach zu dringen.

Als die Kaiserin die verschwimmenden Bilder ihres Nachtraumes so bedrohlich in grobe Wirklichkeit sich verwandeln sah, schrack sie zusammen, griff mit beiden Händen nach der Klingelschnur und schellte, so gut sie es nur vermochte. Eine ältliche Frau kam bestürzt durch die Thüre gelaufen und fragte, sich tief verneigend, um die Ursache des heftigen Begehrs.

„Gertrud, sage dem Senneschal, daß er die Jongleurs, diese frechen, provençalischen Sängerbuben, die mein Gemal für nichts Besseres füttert, als daß sie den Heidenlärm seiner widerlichen Trinkgelage nur noch überlärmen, strenger im Zaume halte. Ich darf

nicht dulden, daß sie am Morgen, wie die Sperlinge, vor meinem Fenster in den Aesten sitzen und ihre losen Lieder mir in das Zimmer schreien. Den Schlingel aber, da draußen auf dem Lindenaste, jage Du, bevor Du gehst, noch selbst herunter!"

Gertrud eilte zum Fenster, dort aber wendete sie sich um: „Gnädige Frau, in der Linde sitzt kein Mensch."

Schüchtern blickte die Kaiserin nach dem Fenster. Der Sänger war verschwunden. Vom Absprung des Entflohenen schwankte noch der Ast.

Gertrud wollte sich zurückziehen, die Kaiserin winkte ihr zu bleiben. Die Alte ließ sich, wie das so zur Gewohnheit geworden war, auf den Teppich am Fußende des Lagers nieder und harrte der Rede oder des Befehles der Gebieterin. Diese aber drückte das Haupt schweigend in die Kissen, und nur schwere Seufzer wehten von ihren frischen Lippen. Endlich sprach sie: „Gertrud! Seit Du meine Amme warst, bist Du nicht von meiner Seite gekommen. Alle meine Tage hast Du gesehen, jede Nacht hast Du wie eine treue Dogge vor meiner Thüre gewacht; ich habe achtlos vor Dir geklagt und geweint, gelacht und geplaudert, als wären meine Worte keine Worte, als hörte sie nur ich allein. Für Dich hatte meine Hoheit

keinen Grab und mein Herz keine Wand. Sage mir jetzt aufrichtig Gertrud — kannst Du mich für glücklich halten?“

„Gnädige Frau!“ versetzte die Amme, „was weiß der Wurm in der Ackerfurche vom Wohlsein des Adlers, der über ihn wegfliegt?! Mit den Großen dieser Erde spricht das Glück eine Sprache, die wir Kleinen nicht verstehen.“

„Ich weiß nicht, ob Du Recht hast, Gertrud! Das Eine aber weiß ich, daß man Jahre lang sich selbst nicht verstehen kann und plötzlich, mit einem Schlage sich selber klar wird. Seit heute Nacht der Kaiser, schwankenden Fußes hinter meinem Stuhle stehend, den Wein aus seinem Becher mir über Haupt und Schultern goß, sind die Ziele meines Lebens, bin ich mir selber klar geworden. Eine neue Lehre hat sich meines Blutes bemächtigt, sie prediget, daß nicht in den kahlen Räumen angelernter Pflicht die wahre Heimat unseres Daseins, die rechte Speise unseres Hungers zu finden sei, und die volle Stillung unseres Durstes.“

„Gott schütze Euch!“ rief Gertrud entsetzt. „Große Kaiserin, Ihr sprecht, als ob Euch aus den tiefsten Schlünden des Venusberges Besendung ge-



worden wäre, als ob des Teufels nackte Ritter schon mitten in Eurem Herzen säßen. Doch — ich fange an zu begreifen. Ja — so mußte es kommen! War doch die jüngst verflossene Nacht Walpurgisnacht, in welcher die Luft voll ist von bösem Zauberwerk. Ueber die Pfalz her ist gewiß durch unsere Gärten hin ein Hexenflug gerauscht und Ihr hieltet — wie oft hab' ich es widerrathen — das Fenster wieder offen. Schüttelt nicht ungläubig den Kopf. Ein Tröpfchen Hexenöl, das vom Winde getragen, auf Eure Stirne fällt, genügt Eure Sinne zu verwirren. Dieser Giftsame darf nicht Wurzel schlagen. Nur die Hand eines frommen Priesters vermag solches Unkraut auszujäten. Ihr müßt diesen Morgen noch beichten. Ich weiß keinen besseren Rath."

„Du meinst es gut mit mir," versetzte die Kaiserin. „Doch was kann das helfen, wenn ich meinen stillsten Wunsch einem fremden Pfaffen klage? Was hilft dem Wunsche die Vergebung, wenn ihm die Erfüllung fehlt? Was frommt der Ablaß dem, der nicht ablassen kann, sich zu sehnen?!"

Frau Gertrud wiegte sorgenvoll das graue Haupt, zuletzt antwortete sie: „Ihr stellt Fragen an mich, gnädige Frau, deren Grund ich nicht verstehe,

deren Beantwortung hohe Weihe und tieferes Wissen erfordert, als mein Kopf vermag. Laßt unsern ehrwürdigen alten Bischof rufen; seine milde Weisheit wird Euch beruhigen."

„Die ungestümen Fragen meines Herzens löst kein greiser Bischof. Seine milde Weisheit würde an mir vorüberrauschen, wie ein fernes Bächlein, aus dem der Verschmachtende nicht mehr zu trinken vermag."

„Dann gibt es noch stärkere Tröster, gnädige Frau. Ihr wart doch auch am letzten Sonntage mit drüben im Dome. Erinnert Euch doch des jungen Kapellans, der mit solcher Macht gegen die Gewalt des Satans predigte, daß das Gotteshaus wiederhallte. Es war mir, als hörte ich in den Gewölben oben die bösen Geister heulen, denen er nachsetzte mit dem feurigen Schwerte des Glaubens, um sie in den Abgrund der Hölle zu stürzen."

„Ich hörte wohl von der Kanzel ein ungewöhnliches Geschrei, ich sah jedoch nicht hin. Ich merkte bald nicht mehr darauf; es war nichts Anderes, als was man gewöhnlich in Kirchen hört. Was aber dann, gute Gertrud, wenn die Geister, die jetzt mein Herz bestürmen, keine Höllengeister sind? Wenn sie dem

Schwerte des Glaubens die Waffen holder Wirklichkeit entgegenstrecken? Wenn es statt Deiner Teufelslarven, jene Geister wären, welche in der Gestalt noch immer unvergessener Götter durch Jahrtausende eine glückliche Welt beherrschten, jener Götter, deren stolze Bilder die frömmsten Helden auf Schild und Helm, auf Harnisch und Schwertesgriff tragen, von wo kein Mönch bis heute sie wegzupredigen im Stande war?!"

Nach diesen Worten blickte die Kaiserin mit verklärten Augen vor sich hin, als flöge Apollo in die goldene Leyer greifend, gezogen von seinen Sonnenrossen, heiter grüßend an ihr vorüber, als sähe sie Venus lächelnd aus dem Schaume der Wogen tauchen, umklungen von den Hörnern der Tritonen, dem Gesange der Nereiden, umflattert von allen Genien der Liebe. Mit einmal aber verhüllte sie ihr Gesicht und drückte das schöne Haupt wieder seufzend in die Kissen. Sprachlos erhob sich die Amme, ängstlich pochte das treue Herz der Alten. Tiefes Schweigen war im Gemache. Lautlos rieselten an den Wänden Blätterschatten und Sonnenlichter tausendfältig in einander. Mit den blauen Himmelsaugen leuchtete der holde Mai zum Fenster herein und sah die Brust der Fürstin wogen

in verschwiegenem Leide. Mitleidvoll und trostbereit goß er seine Blüthendüfte und den schönsten Nachhall seiner Nachtigallenchöre über sie. Aber nur desto unruhvoller pochten ihre Schläfen, immer höhere Wellen schlug ihre kampferfüllte Brust. Krampfhaft grub sie ihre Finger in die Eiderdunen ihres Kissens.

„Ihr solltet doch den Kapellan rufen lassen," flüsterte bittend die Alte.

„Meinst Du?" antwortete die Kaiserin. „So hole ihn herbei. Ich will ihn hören. Ob er mich hören wird," setzte sie leise hinzu, „das weiß ich jetzt noch nicht."

III.

Es war Mittag geworden. Der ganze Hofgarten war leer und stille. Nachtigall, Amsel und ihre Chöre hatten sich in die dunklen Laubeskronen geflüchtet und musterten mit stummem Schnabel ihr Gefieder. Müde rasteten Lied und Schwingen. Kein Luftzug hauchte, kein Blatt bewegte sich an den Zweigen. Aber auf dem Boden unten wurde es lebendig. Die kriechenden und leisetretenden Wesen, welche ihrer Natur nach dem Menschen fremd bleiben, deren Daseinszweck die Wenigsten begreifen, wurden zwischen den Grashalmen und Blumenstengeln lebendig; hier begegneten sich Wurm und Raupe, die schlanke Heuschrecke und der schwarze Käfer; Eidechs guckte mit ihrem spitzen Köpflein neugierig unter der Hecke vor, und in weichgewundenen Ringen schlüpfte die dunkle Schlange über den leeren Kiesgang.

Da knirschten Tritte im Sande, ein junger Mann bog um die in der Mittagshitze scharf duftende Buchsbaumhecke und schritt dem Thore zu, das aus dem Garten zu den Frauenzimmern der kaiserlichen Pfalz führte. Ein breiter Filzhut beschattete sein blasses, scharf geschnittenes Gesicht, aus dem zwei unstäte Feueraugen glühten. Er trug geistliches Gewand, die weiße Kutte und das schwarze Scapulier.

Während er so hinschritt, bewegte er die schmalen Lippen, als überhöre er sich noch einmal im Stillen, ob er auch aller jener Reden mächtig sei, deren er in der nächsten Stunde bedürftig zu sein vermeinte. Er ging einen wichtigen Gang. Die Kaiserin hatte ihn rufen lassen, die junge schöne Kaiserin, die gefangen lag in den Fesseln einer freud- und kinderlosen Ehe mit dem greisenhaften Gemal; sie hatte ihn rufen lassen, ihn, den jungen Hofkapellan, den weitberühmten hinreißenden Prediger und Seelenwächter — Frau Gertrud wußte es nicht bestimmt zu sagen ob zur Beichte, oder sonst um geistlichen Seelentrost. Beichtvater der Kaiserin! Was für ein weiter Wirkungskreis eröffnete sich seinen Blicken. Je näher er dem Palaste kam; desto öfter stand er, in Nachdenken versunken, stille;

endlich hob er das gesenkte Haupt empor und verschwand im Schatten des Thorweges.

Als der plänereiche Priester in das Gemach der Kaiserin eingelassen war, traf er diese auf dem Söller; ihre Blicken schweiften über Garten, Fluß und Stadt. Nach einer guten Weile wendete sie sich um, den demuthsvollen Gruß des Kapellans nur leicht erwiedernd und sagte nach einer langen Pause, während welcher ihr Blick den Eingetretenen einer scharfen Musterung unterzogen hatte: „Meine alte Gertrud hat mir Eure Predigten sehr gelobt. Wenn ich das nächstemal in den Dom komme, will ich Euch zuhören. Am vorigen Sonntage, als Ihr dort predigtet, war ich so sehr in mein Gebet versunken — man hat den lieben Gott um so Vieles zu bitten — daß ich nicht hörte, was Ihr so laut spracht."

Der gute Kapellan war über diese Ansprache, welche ihm schon von vorneherein den Kontext seiner wohlvorbereiteten Rede verrückte, nicht wenig betroffen. Nach kurzer Ueberlegung entschloß er sich jedoch, diesmal den Stab „Sanft" statt der Ruthe „Streng" walten zu lassen. Er gedachte seine geistliche Kraft zu sparen, bis eine größere Sünde über die Lippen der Fürstin komme, als die der Unachtsamkeit bei

einer Predigt. Er begnügte sich daher, salbungsvoll zu erwiedern: „Ein frommes Gebet findet das Herz des Herrn immer offen und zur Erhörung geneigt."

„Dessen seid Ihr also gewiß?" versetzte die Kaiserin, mit einer eigenthümlichen Bewegung der Oberlippe.

Dem Kapellan war jetzt der Faden aller seiner Vorsätze entschlüpft. Während er in schwülem Schweigen da stand, ließ die Kaiserin ihren Blick noch einmal über ihn gleiten. Hierauf wendete sie ihr Antlitz verdrießlich von ihm ab. Nach einer Minute spendete sie ihm wohl wieder das Wort, aber Miene und Ton verriethen große Verlegenheit. Sie fragte den Betroffenen um seine Heimat, Aeltern, Geschwister, Lehrer; je gleichgiltiger seine Antworten waren, desto gereiztere Zwischenreden warf sie ihm entgegen; gleich darauf fragte sie ihn wieder huldvollst um ein Nichts. Dabei begann sie unruhvoll auf kurzer Linie vor ihm hin und her zu schreiten, — jeder Unbefangene hätte merken müssen, daß die Berufung des Beichtvaters sie gereut und daß sie seines Besuches je eher je lieber ledig gewesen wäre. Der Pfaffe nahm aber das Alles für die Scheu der jungen Sünderin ihre Sünden zu beichten und entschloß sich Kraft seiner Pflicht und

Weihe allen Ernstes die hohe Frau auf den Weg der Buße zurück zu führen, von dem sie trotz ihres belasteten Herzens, wie er meinte, abzuspringen geneigt war. Er ergriff daher mit Nachdruck das Wort: „Gnädige Frau!“ sprach er, „wenn ich gedenke, wie Eure treue Zofe heute Morgens mich so dringlich zu Euch entbot, Euch in seltsamer Bedrängniß, welche Euch in der verwichenen Nacht überkommen, kirchlichen Seelentrost zu spenden, so muß ich, vergebt mir die offene Sprache, welche in diesem Falle meine Pflicht ist, der kargen Worte mich verwundern, die von so höchst gleichgiltigen Dingen, Euer Mund mir anvertraut. Euer unruhvolles Auge aber, das mein treues Antlitz jetzt sucht und gleich darauf wieder flieht, verräth den Zustand Eurer Seele. Warum verbergt Ihr das vor dem Ohre des Priesters, was Euer Herz so sichtbar bedrängt? was vor dem Auge Gottes dennoch unverborgen und offen liegt?! Sprecht es vertrauensvoll aus, Gottes Ohr wird nicht erschrecken und der barmherzige Schöpfer wird durch seines Priesters Mund und Segen Euch Vergebung, Trost und Kraft senden. Mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes löse ich hiemit das Band Eurer Zunge.“

Eine heftige Röthe überflog die Züge der Kaiserin. Den Sprecher rauh unterbrechend, drückte sie mit ihrer Rechten seine zum Segen erhobene Hand nieder. „Laßt das," sagte sie und das vorige Zucken ihrer Oberlippe wurde wieder sichtbar. „Als ich heute Morgens erwachte, war ich — es wird wohl die Fülle und der Lärmen des gestrigen Festes, mit dem der Kaiser seinen Hof erfreute, die Schuld daran tragen — von schweren Träumen befangen, welche noch bei offenen Augen meinen Sinn verwirrten. Die kindischen Besorgnisse, mit deren Ausdruck meine ängstliche alte Amme mich überschüttete, machten es mir noch schwerer, mich gänzlich zu ernüchtern; so mag ich ihr eine Botschaft aufgegeben haben, von der ich jetzt nichts mehr weiß."

„Ihr habt also so schwer geträumt?" fragte der Kapellan.

„Soll ich Träume beichten?" entgegnete heftig die Kaiserin, fügte aber ruhiger hinzu: „Wenn ich das auch wollte — als ich erst halb erwacht war, wäre ich es vielleicht im Stande gewesen, aber mit den letzten Resten des Schlafes verschwanden auch die letzten Bilder des Traumes und jetzt — weiß ich nichts mehr!"

„Gnädigste Frau!“ hub der Eifrige wieder an, „was ist Traum, was ist Wachen? Der Laye vermag nicht zu unterscheiden, wie viel er von dem was in ihm vorgeht, zu verantworten hat. Wollen wir uns auf das, was Ihr geträumt haben könnt, muthig zusammen besinnen.“

„Ich soll mich mit Euch über die Möglichkeiten eines Traumes unterhalten?! Diesen Muth muthet Ihr mir zu?!“

„Der Satan geht herum, wie ein Löwe!“ drängte der Pfaffe. „Er bedroht den schlafenden, wie den wachenden Menschen. Wir wollen uns gegen ihn zur Wehre setzen.“

„Das ist nicht nöthig,“ erwiederte mit einem unbeschreiblichen Lächeln die schöne Frau. „Nein, fürchtet nichts! Satane gingen nicht durch meinen Traum, auch nicht Löwen. Vor denen brauche ich keinen Schutz. Habt Urlaub in Gottes Namen und predigt dem Volke so schön, wie früher. Trennt Euch meinetwegen nicht länger von Rosenkranz und Psalter, auch bitte ich Euch, meiner zu gedenken, wenn Ihr morgen die Messe leset. Diese Handvoll Münzen vertheilt an arme Kinder. Mir hat Gott keine geschenkt!“

Mit einer tiefen Verbeugung schob der junge Priester die Silbermünzen in dem Aermel seines Ordenskleides. Noch einmal wollte er zur frommen Mahnung das Wort ergreifen, doch eine rasche Handbewegung der Kaiserin gab ihm unabweisbar den Abschied.

An der Thüre wendete er sich noch einmal um, und bezeigte, neuerdings tief sich bückend und ein lateinisches Segenssprüchlein murmelnd, seine Ehrfurcht. Die Fürstin aber hatte keinen Blick mehr für ihn.

IV.

Als der Priester weggegangen war, stand die Kaiserin unbeweglich, sie schien das Erlebniß der letzten Viertelstunde zu überdenken. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihren Mund, plötzlich aber übergoß eine tiefe Schamröthe mit heißem Hauche ihre Wangen und ihre Stirne; mit beiden Händen das Antlitz bedeckend sank sie auf ihr Lager und begann bitterlich zu weinen. Ihr krampfhaftes Schluchzen drang bis in das Vorgemach. Erschreckt stürzte die treue Gertrud herein, zog mit liebreicher Gewalt die thränenfeuchten Hände von dem Angesicht ihrer Gebieterin und sprach mit angsterfüllter Stimme: „Um Gotteswillen, was ist geschehen? Hat Euch der Pfaffe die Vergebung Eurer Sünden verweigert? Seid getrost! der ist noch

lange nicht Gott! Der Bischof weiß das besser. Hattet Ihr denn gar so böse Beichte?!“

Die Kaiserin schüttelte das Haupt und erwiederte kein Wort. Den Oberleib zurückgebogen, hielt sie die gefalteten Hände auf die Kniee hingestreckt und blickte mit nassen Augen, wie sinnverloren, über sich. Endlich begann sie mit leisem Klagetone: „Jedem Vogel, jedem Wurm hat der Schöpfer seine Speise geschaffen, in Wald und Feld steht keine Blume, der nicht ihr Tröpflein Thau vom Himmel fällt; dieses ist ihr angeborner Theil und ihr zugesprochenes Erbe. Pflanzte die weise Allmacht des Schöpfers holden Wunsch in das Herz des Weibes, o, so muß die Erfüllnng dieses Wunsches blühen — irgendwo! Sinnlos, einem unerreichbarem Ziele nach, schreckt der himmlische Vater nicht plötzlich eine Seele aus ihrem lang bewahrten Frieden. Bläst der Jäger den Jagdruf, bevor er sich des Hirsches und dessen Standes versichert hat?! Wenn ich oft von dem, was mir versagt ist, träume, dann versinkt hinter mir alle Kaiserpracht und Erdengröße, dann stehe ich verborgen, mitten im Walde, schöne Jagdgesellen ziehen durchs hohe Holz und grüßen von ferne. Tief im Grunde steht ein einsames Schloß, auf der Brücke harrt eine junge Frau der Heimkehr

ihres Gatten. Auf dem Arme hält sie ihr Kind, das sich kosend an ihre Wange schmiegt, während sie ins Laubgebrause hinschaut. Fröhlich pocht ihr Herz — Gertrud! — dann ist es mir immer, als wäre ich diese glückliche Frau. Plötzlich wiederhallet Hufschlag im Walde — ja — er ists! Hörst Du, wie Kind und Mutter jauchzen, siehst Du wie die Lippen beider streitend sich drängen an den vielgeliebten Mund! — Das ist mein Traum! Könnte ich es flöten, wie der Vogel, könnte ich es rauschen, wie das Laub im Winde, dann könnte ich es auch dem Priester beichten, was mein Herz bestürmt und verwirrt. Worte dürfen es nicht sagen und so vermagst auch Du, meine gute alte Gertrud, mich nicht zu verstehen!"

Die gute alte Gertrud aber hatte jetzt Alles wohl verstanden. Die ganze Seelenkrankheit war ihr klar geworden. Sie hielt sich daher jeder Zurückhaltung entbunden und indem sie verständnißinnig mit dem Kopfe nickte, sprach sie, in den Klageton ihrer Gebieterin einstimmend: „Die Messen sind kaum zu zählen, die wir von Compostella bis Loretto und von Rom bis hinauf nach Bremen haben lesen und singen lassen, daß der Himmel Eure hohe Ehe nach Euren stillen Wünschen segnen möge!"

„Ueberall war unser Gebet, wo aber war der Gott, der es hätte erhören sollen?!“ seufzte die Kaiserin. „Alle Engel und alle Heiligen habe ich angefleht — Keiner von ihnen wußte Hilfe! Was bleibt mir jetzt übrig, als meinen Blick vom Himmel wieder zur Erde niedergleiten zu lassen. Ach! wer so weise wäre, alle jene Kräfte zu kennen, welche dem gemeinen Auge verschlossen, vor den in geheime Künste Eingeweihten offen liegen, jene Kräfte welche in kostbaren Steinen und seltenen Pflanzen schlafen, welche in dem Blute unheimlicher Thiere kochen, deren Anblick das Auge verabscheut, welche um Mitternacht in Sümpfen knistern, wenn das Mondlicht hineinscheint. Fahrende Schüler haben oft an dem Hofe meines Vaters von der heiligen Stadt Köln am Niederrheine erzählt: dort soll in jüdischen Aerzten weltenalte Weisheit fortleben, bei syrischen und persischen Kaufleuten, welche mit Wohlgerüchen, Straußenfedern und Edelsteinen handeln, mancher starke Talisman zu finden sein; dort sollen hinter Klostermauern selbst fromme und gottgeweihte Männer geheimnißvolle Künste im verschlossenen Busen tragen. Du bist am Niederrhein geboren. Ich will Dir Gold geben, Du brauchst es nicht zu sparen; ziehe für mich nach Köln, frage,

forsche, bitte, zahle und verspreche, jedes Deiner Worte will ich einlösen — bringe mir von Menschen das Geschenk, welches der Himmel mir so grausam versagt!"

„Nach Köln müßt Ihr mich nicht senden," entgegnete Gertrud, „ich kenne weder seine Juden, noch seine Mönche. Die Wege in seinen schwarzen Mauern, seinen krummen Gassen sind mir nicht bekannt. Köln ist nicht meine Vaterstadt. Von dort hat man noch lange Stunden rheinabwärts zu gehen, dann kommt man in ein Dörfchen, das mitten aus blumenreichen Wiesen und zwischen fruchtreichen Obstbäumen seine braunen Strohdächer erhebt. Ein klares Bächlein windet sich durch seine Gärten und schwätzt Tag und Nacht, während uralte Ulmen vor seinem Kirchlein rauschen. Dieses Dörfchen heißt Derendorf. Es liegt kaum einen Pfeilschuß entfernt von dem Flecken Düsseldorf, wo der Graf von Bergen auf seinem Schlosse sitzt, der vor Jahren Euere Schwester zur Frau nahm."

„Vor langen Jahren!" schaltete die Kaiserin ein. „Auch ihr sind Macht und Reichthum zu Theil geworden — aber auch ihre Ehe ist kinderlos geblieben!"

„Gnädigste Frau," fuhr Gertrud fort, „in diesem Derendorf bin ich geboren. Armuth war dort nicht

zu Hause. Mit Frohsinn war Jedes bei seiner Arbeit, mit Zufriedenheit genoß Jedes seiner Ruhe und auf jeder Schwelle spielten blühende Kinder."

„Kinder!" wiederholte die Kaiserin — „Himmelssegen!"

„Wenn wir Kinder in der guten Jahreszeit aus der Thüre sprangen, liefen wir oft mitten durch den Flecken, welcher um das prächtige Grafenschloß sich drängt, hinab an den Düsselbach, den wir munter durchschritten, um an den Fuß der kleinen Hügel zu gelangen, welche man in jener Gegend die schwarzen Berge nennt. Dort umschloß ein hoher, dicht verwachsener Dornenzaun ein weites Gehöfte. An diesem Zaune duckten wir uns nieder und guckten durch seine Lücken neugiervoll und ängstlich in einen Garten, der schöner war als jeder andere, den wir je gesehen hatten. Hier sahen wir Blumen und blühende Gesträuche, dergleichen selbst der Graf in seinem Schloßgarten zu Düsseldorf nicht hatte, süß, doch fremdartig duftende Kräuter, Schattengänge aus edlen Weinreben, Bäume und Spaliere voll seltener Früchte, dazwischen springende Wasserquellen. Durch den Garten durch, im Hofe drüben, sahen wir weiße Hühner gehen, blaue Pfauen, feingehörnte Kühe; dort

sprangen wie Rehe blanke Fohlen im Sonnenscheine. Vor dem Brunnentroge lagen trotzige, wildblickende Hunde, auf dem Brunnenrande aber saßen sanfte, schneeweiße Tauben. Ueber den Zaun, durch den wir guckten, hingen Aeste, schwer von den kostbarsten Früchten, herüber; wir durften nur die Hand ausstrecken und die schönsten davon waren unser. Wir hüteten uns aber, auch nur Eine davon anzurühren. Wenn dann gar im Hofe drüben ein Knecht vorüberging, fuhren wir schreiend auf und liefen davon, so gut unsere Beine es vermochten. Denn das stattliche Gehöfte mit dem schönen Garten, mit seinen prächtigen Pfauen und Pferden, mit seinen lustigen Quellbrunnen, seinen wilden Hunden und seinen sanften Tauben war des Freimannes blutiges Haus. Dort wohnte mit seinen Marterwerkzeugen, mit dem Richtschwerte, dem Blutbeil und dem Rade der einzige Scharfrichter für die ganze Grafschaft Bergen, der schreckliche Mann, dessen Hände nie lange trocken blieben von dem Blute armer Sünder. Immer wieder trieb uns die Neugierde zu dem schönen Garten, immer wieder trieb der Schrecken uns fort. Eines Tages, als ein Kloster-Knecht vom Münster Düsselthal geköpft wurde, mußten wir Kinder, die ganze

Schule, betend zunächst dem Rabensteine stehen, damit wir uns an dem Ende des Lasterhaften erspiegelten. Damals sah ich den Freimann das Erstemal, den Herrn des schönen Gartens. Er wand das Richtschwert aus seinem Mantel, heute noch sehe ich es blitzen. Die braunen Haare seines entblößten Hauptes flogen im Morgenwinde. Gnädigste Frau! es war ein sanfter, schöner Mann; ich konnte nicht erschrecken, als er vortrat. Zärtlich, wie man ein weinendes Kind tröstet, legte er seine Linke auf das Haupt des armen Sünders, das schon im nächsten Augenblicke blutig in den Sand rollte. Als er darauf in sein Haus an den schwarzen Bergen hinunterritt, dachte ich mir: jetzt zieht er wieder heim zu seinen Blumen und Tauben, und es war mir, als hätte ihm nur ein böser Zufall und nur für einen Augenblick das Richtschwert in die Hand gedrückt. So oft ich später von unserm Freimann sprechen hörte, horchte ich begierig, ich hörte aber immer nur Gutes von ihm. Man erzählte sich gerne, daß er seine Opfer besser zu trösten wisse, als irgend ein Pfaffe, daß ihm kein Hieb noch mißlungen sei, daß er von seinen Vorfahren geheime Mittel überkommen habe, voll Heilkraft auch dort, wo kein Arzt mehr heilt. Vor-

nehme Herren und Frauen, hieß es, ritten oft — wenn die Dämmerung einbricht — wohl vermummt in sein Haus und fänden dort Hilfe. Dabei gehe Alles mit rechten Dingen zu, denn er sei ein frommer Mann, welcher den Armen reichlich schenke, redlich bete und nie einen Tropfen seiner Wundertränke in den Becher eines Schurken gegossen habe. Man pries laut, was alles er mit seinen Mitteln zu wenden und zu bringen vermöge — damals war ich ein Kind und habe von Alledem nichts verstanden. Ich erinnere mich an eine junge Müllersfrau, die an einen alten Gatten verheirathet war, dessen feine Windmühle zwischen Derendorf und den schwarzen Bergen stand. Ich kam dort oft vorüber. Dann sah ich die Müllerin traurig vor der Thüre sitzen, aus dem Fenster aber sah der Müller trübselig auf sie herunter und die Mühlenflügel stockten. Als ich aber nach einem Jahre dort wieder vorbeiging, spielte der Wind lustig auf und die Mühlenflügel flogen. Aus dem Mühlenfenster oben blickte mit fröhlicher Miene der Müller, auf der Treppe saß die Müllerin und wiegte in ihren Armen ein allerliebstes Wiegenkind. „Ei da seht!“ rief ich verwundert, „Frau Müllerin, woher habt Ihr doch das schöne Kindlein?!“ „Nun, das wirst Du doch

wissen", war die Antwort, „der Storch hat es gebracht!" „Und wer hat Euch auf einmal den Storch geschickt?" fragte ich weiter. „Gehe hinüber zu den schwarzen Bergen," erwiederte die Frau, „dort findest Du des Freimanns Haus, auf dessen Dache liegt das Storchennest, mitten im Neste steht der alte Storch. Geh' nur hin, und frage ihn selber." Als sie geendet hatte, wußte sie sich vor Lachen nicht zu fassen, am Fenster oben lachte der alte Müller, und der Wind blies lustig in die Flügel, daß es mitten durchs Gesause wie ein feines Kichern ging. Gnädige Frau! als Ihr früher so rührend Euer leidendes Herz eröffnetet, begleitete ich jedes Wort Euerer Klage mit dem Gedanken: Fände ich den Weg meine hohe Gebieterin glücklich zu machen! und da fielen mir diese alten Geschichten ein, aus ihrem Hintergrunde dämmerte mir eine leise Hoffnung. Aber — vor nur allzulangen Jahren hat sich dieses zugetragen. Ob des alten Freimanns Haus noch steht? Ob er selber nicht längst in die Grube gesunken ist? Ob nicht die Zeit das Geheimniß seiner Wundertränke verschüttet hat? Mir ist, als ob ich Euch bitten sollte, mich nach Düsseldorf zu senden, als ob ich auf den Pfaden meiner Kindheit die Erfüllung Eurer Wünsche finden müßte!

Das waren nicht Träume, von denen ich Euch sprach, es war mehr als bloße Erinnerung, mehr als Verheißung, es waren Wirklichkeiten, die aus versunkener Vergangenheit wieder auferstanden, sie waren lebendig hier in diesem Gemache: der Freimann, der alte Müller, die junge Frau und das schöne Kind. Als ob ihre Schritte — —"

„Hörst Du nichts!" fuhr die Kaiserin auf, welche den Erzählungen ihrer Amme mit bebenden Lippen, weit geöffneten Augen und athemloser Entzückung gelauscht hatte, „Nichts!?"

„Ich höre Stimmen, Schritte — jetzt ist es an der Thüre", flüsterte Gertrud.

„Wirklich!" rief die Kaiserin und ergriff den Arm der Alten, welche mit vorgebeugtem Haupte nach dem Eingang des Gemaches hinhorchte.

In der That kam es die Treppe herauf, Schwerter klirrten an den Stufen, auf dem Vorsaal draußen liefen flinke Pagen, die Thürflügel gingen auf — hastig trat der alte Kaiser ein. Die Weinröthe seines Gesichtes war verflogen, seine wenigen Locken hingen silberweiß und wohlgeschlichet über seine Schläfen herab. Heitere Ruhe lag auf den würdevollen Zügen seines Antlitzes; in seiner Rechten hielt

er einen offenen Brief. Während sich die Thüre wieder schloß und das Gefolge auf dem Vorsaal zurückblieb, näherte er sich der Kaiserin, küßte sie zum Morgengruße auf die Stirne und sprach: „Isabella, der heutige Tag hat mir von spätem Glücke eine hoffnungsreiche Botschaft gebracht. Deine geliebte Schwester Adelheid, Gräfin von Bergen, welche seit Jahren in kinderloser Ehe zu Düsseldorf trauert, ist eines Knäbleins genesen und lädt uns zur Taufe.“

Sprachlos vernahm die Kaiserin diese Rede. Todtenblässe, mit Fieberröthe wechselnd überflog ihre Züge, flehend blickte sie zu dem Gatten empor, sie zitterte, als wäre jetzt das strafbarste Geheimniß ihres Herzens aufgedeckt worden. Doch der Kaiser glaubte nichts Anderes, als die lieblichste Verwirrung einer holden Frau zu sehen, deren verschwiegene Wünsche plötzlich wieder aufwachen. Zärtlich legte er seine Hand auf die weiße Schulter seiner Gattin. „Morgen gehen wir zu Schiffe,“ sagte er, „und fahren den Rhein hinab zu Deinen Lieben, bei denen endlich das Glück eingekehrt ist. Wir wollen uns zu den Andern in die Reihe stellen, wenn es dort seine Gaben austheilt — vielleicht rühren unsere leeren Hände sein hartes Herz. Alles soll mit mir fahren, was einen Hof zu schmücken

vermag, Ritter und Damen, Pfaffen und Layen; Lautenschläger und Zinkenirer sollen die Freudenfeste verschönen, welche ein glückliches Ehepaar stolz und dankbar bereitet. Die ganze Pracht meines Kaisermantels will ich neidlos über die Wiege des Knäbleins breiten. Doch, was seh' ich! Du stehst so trübe und verloren! Wäre es möglich, daß Dein Herz fremdes Glück nicht zu ertragen vermöchte?! Lasse nicht den gelben Neid aus den Wogen unseres alten Grames heute sein Schlangenhaupt erheben. Lasse uns froh sein mit den Frohen, verschwiegen hoffen und lächelnd locken das Geschick!"

Zärtlich blickte der gute Kaiser in das blaue Auge seiner Kaiserin, deren Blick noch immer den seinen scheu vermied. Endlich erwiederte sie mit sanftem Tone: „Mein Herz kennt keinen Neid. Deine Wege sind meine Wege. Nur eine Bitte sollst Du mir gewähren: wenn wir nach Düsseldorf fahren, nimm meine alte Getrud mit!"

V.

Am Ufer des Flusses draußen, nahe an Sankt Leonhardi Münster, stand das Haus des greisen Bischofes. Dort saß der Alte emsig lesend in seiner Bücherei, während das Morgenroth in den kleinen Fensterscheiben funkelte.

Ein ungeduldiges Pochen und — ohne das übliche „Herein" abzuwarten, trat der junge Kapellan mit raschen Schritten in's Gemach. Ein leidenschaftliches Feuer brannte in seinen Augen, deren roth unterlaufenen Ränder, neben der vermehrten Blässe seines Gesichtes, den schlaflosen Verlauf der letzten Nacht verriethen.

Mit erstauntem Blicke maß der Bischof den ihm wohlbekannten Zeloten, der ihm aus hierarchischen Höhen so recht wider seinen Willen und seine milden

Gesinnungen in das Münster geschneit worden war. „Ei, Bruder Bruno!" rief der Prälat, „was bringt Dich so frühzeitig schon auf die Beine, was treibt Dich so eilig in meine Stube?"

„Verzeiht, hochwürdiger Vater!" antwortete der Kapellan, „es ist fürwahr nichts Geringes. Mit dem Schlafe von meinem Lager ist auch die Ruhe aus meiner Seele geflohen. Ich fühle einen Berg von Pflichten auf meiner Brust lasten."

„Und das erst seit heute Nacht?!" schob der Bischof dazwischen.

Der Kapellan vernahm aber in seiner Erregung nicht den spöttischen Ton, der mit den Worten des Bischofes mitklang, und fuhr unaufgehalten fort: „Daß mich die Kaiserin gestern zu sich bescheiden ließ, um mir zu beichten, das habe ich pflichtgetreu noch gestern Abends Euch berichtet, eben so wenig habe ich Euch den sonderbaren Inhalt jener Beichte verhehlt."

„Ob Ihr Eure Besendung durch die Kaiserin richtig verstanden habt, das kann ich nicht wissen," bemerkte der Bischof, „ich glaube mich aber aus Euren gestrigen Worten erinnern zu können, daß die hohe Frau Euch gar nicht gebeichtet hat."

„So war es auch," versetzte Bruder Bruno.

„Damit scheint mir die Sache abgeschlossen," sagte nicht ohne Ungeduld der Prälat. „Was soll es noch weiter?"

„Wenn ich aber jetzt allein bin, mein hochwürdiger Vater! werden mir die Blicke und Geberden, noch mehr gewisse bittere, theils hinterlistige, theils unwillige Worte, welche die Kaiserin damals mit wenig Huld an mich richtete, in ganz eigener Art verständlich."

„Das ist immer schlimm," sagte kopfschüttelnd der Bischof, „wenn ein Beichtiger sein Beichtkind nicht sofort versteht! Du mußt lernen, in die Seelen schauen; dem, welcher halben Wortes sich anklagt, mußt Du ganz entgegenzukommen wissen, während Unruhe und Reue sein Herz an das Deine drängt."

„O, mein hochwürdiger Bischof," jammerte der junge Pfaffe, „da war von einer Anklage keine Spur, auch hatte ich nicht im Mindesten die Empfindung, als ob das Herz der Kaiserin sich an das meine zu drängen gedächte. Es war lauter zerstreutes Wesen, — unzusammenhängende Reden — huldvolle Worte bei spöttischem Lippenzucken. Hört mich geduldig! Als ich meine Hand hob, um die Kaiserin mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu segnen, wobei ich hoffte, sie

werde, wie jede gute Christin in die Kniee sinken und ihre Beichte beginnen, blieb sie hochaufgerichtet vor mir stehen und drückte mit höhnischem Lächeln meine Hand zu Boden. In demselben Augenblicke hörte ich über mir in Lüften den Satan schadenfroh kichern. Mit Feuerworten warnte ich die Fürstin vor dem höllischen Löwen, der im Flammenkleide umgeht, um schwachgläubige Christenseelen zu verschlingen —"

„Und," fragte der Bischof, „der Flammenlöwe, welchen Du gewiß hinlänglich pfauchen und züngeln ließest, war nicht im Stande, das gramverschlossene Herz Deines störrigen Beichtkindes aufzuschließen?!"

„Denket nicht zu gering von meinem pastoralen Scharfsinne, hochwürdigster Herr, weil ich erst jetzt so spät die Lösung des Räthsels finde. Jetzt aber kenne ich den Feind, mit dem wir es zu thun haben und werde nicht vor ihm weichen. Hier waltet ein Zauber. Die alte Amme, als sie mich zur Kaiserin berief, hat darauf hingewiesen. Die vorige Nacht war Walpurgisnacht, da wehet und strömt die ganze Luft voll Zauberzeug. Die Kaiserin schlief bei offenen Fenstern —"

„Ihr meint, Bruder Bruno?"

„Zweifelt nicht, die Kaiserin ist bezaubert!“ flüsterte der.

Der Bischof zog die grauen Augenbrauen hoch hinauf und sagte, die Worte dehnend. „Folglich hatte jenes alte Weib das Räthsel früher gelöst, als Ihr!“

„Bezaubert, sage ich Euch!“ fuhr Bruno in seinem Eifer fort. „Als ich der Kaiserin gegenüber stand, strahlte sie in unheimlicher Schönheit. Die hohe Frau war schon in voller Hofespracht, um sich zur Tafel zu begeben. Sie trug ein Kleid von gelbem Baldekin, wie ihn die flandrischen Weber in Arras aus Gold und Seide weben, Schleier, Schmuck und Bänder, ich kann Farben und Form nicht mehr beschreiben, ich sehe nur mehr die ganze herrliche Frau. In den goldenen Wellen ihres Lockenhaares trug sie frische Blumen, die bitteren Reden flossen mit unbeschreiblich verlockendem Wohlklang über ihre schönen Lippen, auf dem Grunde ihrer Augen, aus denen sie Blicke voll Geringschätzung auf mich niedersendete, leuchtete still ein unaussprechlich süßes Geheimniß. Still und unheimlich. Denkt Euch als Folie dieses unchristlich schönen Weibes, dieser Herodias, Garten, Auen und Strom, duftend und glänzend in einem Lichte, wie ich noch nie eines leuchten sah — es waren die Künste

des Satans — es waren die Flammen der Unterwelt — es war Alles bezaubert!"

„Ganz richtig, Alles und Jeder!" fügte der Bischof bei. „Du hast Recht."

„Ich sehe, daß Ihr mich jetzt ganz versteht, hochwürdigster Bischof."

„Ich verstehe Dich ganz," erwiederte der Alte.

„Heute noch schifft der Kaiser mit seiner Gemalin und dem ganzen Hofe aus dem Mainstrome in den Rhein, um nach Düsseldorf zu fahren. Laßt die Kaiserin nicht ohne starke Seelenwacht diese Reise vollbringen. Erspart es Euch, in Eurem hohen Alter die ganze Last der Reise und der seelsorglichen Pflicht allein zu tragen. Laßt mich Euren Begleiter sein, denn meine muthige Seele dürstet, das Feuer, welches meine Kaiserin umzüngelt, zu löschen, aus den Schlingen des Lügengottes sie zu retten."

Als der junge Priester seine feurige Rede geendet hatte, schwieg der Bischof eine gute Weile, dann begann er in väterlichem Tone: „Du starker Seelenwächter — diese Rettung wirst Du diesmal einem Andern überlassen. Du wirst wohl gehört haben, daß es gefährlich ist, mit Feuer zu spielen; die Höllenflammen aber, von denen Du sprichst, sind ein ganz

besonderes Feuer, vor Allem — wenn sie in den schönen Augen einer Frau lodern. Glaube mir, guter Bruno, mit Dir steht es schlimmer, als mit unserer Kaiserin. Nicht nur um Deine Seele, noch mehr, um Deinen unbesonnenen Kopf zu retten, werde ich ohne Dich mit nach Düsseldorf fahren. Lasse Dich die Seele unserer Kaiserin nicht weiter bekümmern; was Dir jetzt an ihr so räthselhaft erscheint, das wird — glaube meiner Erfahrung, denn ich lebe lang schon an Höfen, — dereinst noch ganz natürlich gelöst. Lasse ein hohes Schicksal nach den unvermeidlichen Gesetzen der Natur sich vollziehen, Du aber brauchst Einsamkeit und Ruhe. Darum verordne ich Dir das Zuträglichste: schnüre Dein Bündel und ergreife den Wanderstab. Tief in den Wäldern der Altmühl, im Bisthume Eichstädt liegt ein uraltes Kloster. Es ist Heidenheim benannt, weil dort in vorchristlichen Zeiten ein Fest- und Opferplatz der Heiden war, und weil dort, als längst schon Christi Lehre in jenen Gegenden gepredigt war, die halb noch in die alten Irrthümer versunkenen neuen Bekenner nach altem Brauche in der ersten Mainacht die liebgebliebenen, verruchten Heidenfeste begingen. Erst der heiligen Walpurgis, die sich dort ihre Hütte erbaute, ist es durch Gebet, Fasten und

Kasteiung gelungen, den Teufelsdienst für immer zu verbannen. Jetzt ist Weihrauchduft, Glockenläuten und Chorgesang, wo früher zum Hinsturz blutiger Opfer das Horn der Druiden erklang. Seit einem halben Jahrtausende ruhen die Ueberreste der Heiligen im dortigen Klosterchore und wirken noch heute mit ihrer Wunderkraft gegen heidnisches Gelüsten, gegen den Rückfall frommer Christen in das Reich der schönen Sünde. Zum Grabe dieser Heiligen sende ich Dich. Der Abt ist mir befreundet, bis Du dort an dem Glockenring der Pforte ziehest, wirst Du ihm von mir bereits auf das Beste empfohlen sein. Schweigsam, bei frommen Mönchen, bei Gebet, bei karger Nahrung und bei dem schlanken Wasserkruge, wirst Du erfrischt von duftender Waldeinsamkeit, welt- und hofvergessen nur Deinem Heile leben und aus jenen höllischen Flammen erlöst werden, welche auch Dein Herz umzüngeln. Denn dieselbe Krankheit, welche Du Andern aus dem Fleische nehmen willst, sitzt in Deinem eigenen fest. Mein armer Bruder, auch Du bist bezaubert."

Als der alte Bischof seine Rede geschlossen hatte, trat der junge Mönch einen Schritt vor, um zornroth und mit heftiger Geberde zur Gegenrede das Wort zu ergreifen. Doch der Bischof rief voll Strenge:

„Silentium, bei Deinem Gelübde des Gehorsams!" wies mit gestrecktem Zeigefinger auf die Diele des Gemaches, und der unterbrochene Seelenwächter schwieg bestürzt und sank langsam auf beide Kniee nieder.

„Spare Deine Redekünste," befahl der Bischof. „Sei Deinem eigenen Worte Feind. Sobald Du dieses getödtet hast, sinkt auch der Gedanke in das unbesprochene Grab. In der kalten Nacht des Schweigens findet Gutes und Schlechtes wehrlos seinen gewissen Tod. Hiemit hast Du meinen oberhirtlichen Segen. Schweige, gehorche, nimm Deinen Stab und wandere."

Von des Kapellans Gesicht war jede Röthe verschwunden. Zitternd erhob er sich vom Boden, leichenblaß, ohne Gruß und Abschied wankte er der Thüre zu. Da erschallten vom Flusse herauf Paukenwirbel und Trompetengeschmetter. Durchs Fenster sah der Bischof des Hofes Reisegefolge sich fröhlich an dem Ufer drängen, unter Waffenklingen und Fahnenrauschen trat der silberbärtige Kaiser mit seiner blondgelockten Kaiserin in das Schiff.

„Ei, wie habe ich mich versäumt!" murrte der Bischof, schob nur noch hastig Rosenkranz, Brevier und Schreibzeug in seinen Gürtel. So gerüstet eilte er fort.



Sorgenvoll in sich versunken, blieb der Kapellan zurück. Er bedachte seine harte Zukunft, des Bischofes strenge Weisung, und seufzte: „Nicht denken! Das also ist der Weg, ein Heiliger zu werden!"

Wie lange er so gestanden — er wußte es nicht. Da zogen noch einmal die lustigen Trompetenklänge der Hofflotille wiederhallend durch das Gemach. Hastig trat er an das Fenster — ach! — die kaiserlichen Schiffe hatten ihre Anker längst gelichtet, weit draußen in den Auen schwammen sie voll Pracht und Lust.

VI.

Seit Wochen schon befand sich der kaiserliche Hof zu Düsseldorf. Was davon das Grafenschloß nicht fassen konnte, war in den Häusern des Fleckens vertheilt; der größere Theil des Gefolges war, nach der Sitte der damaligen Zeit, bei den Mönchen im Kloster Düsselthal untergebracht. Die Gräfin von Bergen und ihr neugebornes Knäblein befanden sich im besten Wohlsein. Die kirchlichen Feierlichkeiten der Taufe waren vorüber, nach einigen stilleren Wochen hatten jetzt die weltlichen Feste begonnen: Ritterspiele, Jagden, Mahlzeiten, Tänze und die freieren schalkhaften Freuden des in jenen Tagen so sehr geliebten Mummenschanzes. Des Kaisers Regierungsgeschäfte gestatteten ihm nicht, die ganze Zeit über in Düsseldorf zu verbleiben, er mußte hinauf nach Speyer und Straßburg; sobald er wieder

zurückgekommen war, begannen die Lustbarkeiten mit neuem Schwunge, voran die glückliche Gräfin Adelheid und die in verschwiegenen Plänen und Hoffnungen schwelgende Kaiserin.

In jenen lustigen Tagen trabte ein junger Reiter, mutterseelenallein, unter dem Schattendache des großen Bilkerbusches, dessen Ausdehnung und Waldespracht Pflug und Axt noch nicht verkümmert hatten. Der Jüngling trug ein Wamms von grünem Tuche, darüber ein Wehrgehäng von schwarzem Sammt, reich mit Silber beschlagen. An seinen knappen Lederstiefeln klirrten silberne Sporen, auf seinem Reisehute schwankte eine kostbare Straußenfeder. Das Pferd, welches er ritt, war isabellfarben, von edlem Blute, milchweiß an den Sprunggelenken, Schweif und Mähne waren goldblond und flatterten im Winde.

Ach, wie blickte dieser Reiter mit seinen braunen Schelmenaugen so fröhlich in die Welt hinein! Diesem kecken Krauskopf, dieser lichten offenen Stirne, diesen übermüthigen Lippen schienen an der Wiege nur gute Stunden gesungen zu sein. Ob der auszieht oder heimkehrt — der hat nirgendwo Schlimmes zu suchen und nur Gutes bringt er heim.

Als er an das Ende des Busches gelangt war, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Nur noch einen Speer lang reichten die Tannenschatten auf dem moosigen Wiesenrande, in den Mittagsbrand der Haide mußte unser Reiter jetzt hinaus. Torfmoor, in dem die trockenen Halme des grauen Schilfes, von braunen Wasseradern träg und trügerisch unterflossen, wogten und heiser rauschten, bot unwillkommene Pfade; hörbar und ängstlich fatschten die Hufe des Pferdes durch den schwarzen Schlamm. Zwischen kümmerlichen Zwergbirken stand Gevatter Storch. Verdrießlich wendete er seinen Hals; seine gelbbraunen Augen schienen zu fragen: „Was hat denn dieser blanke Geck zu suchen in meinen stillen Sümpfen?"

Die Hitze lag brütend auf dem feuchten Boden, aus dem lange Nebelstreifen emporquollen, welche, von leisem Luftzuge zu Gestalten geballt, durch die Haide zogen, bis ein aufgeschreckter Flug von wilden Enten sie mit den Flügeln zerschlug. Einmal schien es unserem Reiter, als sprengten weit draußen zwei Reiterinnen vorüber, die Eine von köstlicher Gestalt, goldgelockt auf milchweißem Zelter, die zweite huschte mit, wie ein grauer Schatten. Bei diesem Anblick zuckte durch sein Herz ein unheimlich süßes Gefühl, dessen Natur

4*

er nicht zu verstehen vermochte. Er trieb sein Pferd an, aber der sumpfige Boden hemmte bald dessen Lauf. Er hatte Mühe, das bis über die Fesseln versunkene Thier herauszuheben, und als sein Auge die holde Erscheinung wieder suchte, war alles zerronnen oder — verschwunden. Nachdenklich verfolgte er seinen Weg. Endlich wurde der Boden derber, schon vermochte er mit sicherem Sprunge den vollen Düsselbach zu übersetzen. Immer schneller ging es vorwärts. Immer näher rauschte der alte Eichenkamp auf jenen Hügeln, welche das dortige Volk mit allzustolzem Namen die schwarzen Berge nennt. In freudiger Ungeduld drückte unser Reiter beide Sporen in die heißen Flanken seines Renners — bald hatte er eine wildverwachsene Hecke erreicht, an deren Dornenrand er hinunter gallopirte. Die hohen Dächer eines stattlichen Gehöftes grüßten über alte Schattenbäume und wohlgepflegte Gärten heimatlich herüber. Vor dem mächtigen Bohlenthore in der Mauer, welche das Wohnhaus mit dem Stallgebäude verband und den Hofraum schloß, hielt er das Pferd an. Im Hause regte sich keine Seele. Im Hofe drinnen bellte kein Hund, krähte kein Hahn — Alles deckte ein scheues Schweigen; nur schwarzblaue, schwerleibige Fliegen, wie sie nur in Schlachtbänken

und auf Schindangern schwärmen, summten durch die schwüle Luft. Bei ihrem Anblicke verdüsterte sich das Antlitz des Reiters, er pochte dreimal mit dem Griffe seines Schwertes an's Thor — die Hunde schlugen wüthend an — drauf machte er mit einem eigenthümlichen, schrillen Pfiffe seine Ankunft kundbar. Augenblicklich schwiegen die Hunde, zu gleicher Zeit öffnete sich lautlos das Thor. Als er hineingeritten war, wurde es im ganzen Hofe lebendig. Freudig heulend sprangen die wilden Doggen am Pferde empor, Hühner und Pfauen, Gänse und Enten drängten sich gluckfend, schreiend und schnatternd heran, vom Stalle her wieherten die blanken Hengste, vom Brunnenrande flogen die weißen Tauben girrend aufs Dach, von dem sie, auf ihren rothen Füßchen trippelnd, neugierig herunter guckten. Ein zerlumpter Knecht mit fahlem Zottelhaar und scheuem Blicke war hergesprungen, und hielt tiefgebeugten Hauptes, Zaum und Bügel, während ein anderer von nicht besserem Aussehen das Thor schnell wieder geschlossen hatte. Der Reiter war aus dem Sattel gesprungen, die ungestümen Hunde nur schwer von sich abwehrend, war er in die Hausflur geeilt. Dort blieb er einen Augenblick stehen, dann zog er den stolzen Federhut, strich sich die Haare

aus der Stirne, öffnet leise eine schwere Eichenthüre und trat mit stiller Ehrfurcht in das Wohngemach des Hausherrn.

An dem Einen, mit zierlich ausgebauchten Eisengittern wohl verwahrten, mit duftenden Rosen- und purpurn blühenden Geraniumstöcken reich besetzten Fenster saß der ehrwürdige Greis, auf seinen Knieen lag ein Buch, in dessen schön verschlungene Mönchsschrift und kunstvollen Goldgrundbilder sein Blick versunken war. Durch die Blumenstöcke brach ein Strahl der goldenen Mittagsonne, der, die Silberlocken des Alten durchleuchtend, auf die frisch gescheuerten Tannenbretter der Diele floß.

Im Hintergrunde der Stube war ein seltsam schlanker Schrein, von der Länge eines guten Schwertes, an der Wand befestigt, auf dessen schwarzer Thüre das schmerzgequälte, dornengekrönte Haupt des Heilands gemalt war, das blutend, vom Rumpfe getrennt, am Fuße eines behauenen Steines im Grase lag. Das Bild war grell und schreckhaft anzuschauen.

Sonst war es in der Stube ganz traulich. Auf der Ofenbank spann ein lebensmüder Kater, aus den grünen Vorhängen des Bettes blinkte schneeweißes Linnen, nahe bei der Thüre hing unter dem braunen Kruzifixe der kupferne Weihbrunnkessel, am Gesimse

oben prangten zinnerne Humpen und bemalte Schüsseln, Alles traulich und ganz gewöhnlich.

An dem anderen Fenster hing in einem Käfige, dessen grüne Farbe die Zeit längst entfärbt hatte, eine hochbetagte Amsel; auch das muntere Goldgelb ihres Schnabels und der schwarze Glanz ihrer Federn war zu staubigem Grau verwittert. Sie stammte aus verklungenen Frühlingstagen, aber sie sang nicht mehr.

Sonst waren alle Wände leer, nur neben dem seltsamen schwarzen Schreine hing ein Bild, von geschickter Hand in Wasserfarben gemalt: Hagar, wie sie mit dem Knaben Ismael hinausgestoßen aus den Wohnungen der Menschen, in die Wüste wandert. Gramvoll blickt sie zurück nach den Stätten, wo das Glück gesellig wohnt. Der Knabe Ismael aber blickt muthig mit seinen frischen Schelmenaugen vorwärts in die weite Welt. Seine Züge mahnten unwillkürlich an das Antlitz des jungen Reiters, der jetzt mit abgezogenem Hute dem Greise näher trat.

Aufgescheucht von dem Sporngeklirre, erhob sich unmuthig der Alte, schlug das Buch zu und rief: „Gibt es schon wieder Blutarbeit, Du Schergenbote?“ Als er sich aber umgewendet und den Jüngling er=

kannt hatte, wankten seine Kniee. Zärtlich legte er seine Hände auf die Schultern des Willkommenen. Dann hob er mit seiner Rechten dessen frisches Antlitz so empor, daß es im Sonnenstrahle, der durch die Blumen in die Stube brach, still verklärt im vollen Glanze seiner schönen Jugend leuchtete. Wonnevoll ruhten die Blicke des Greises auf den vielgeliebten Zügen — waren sie doch aus verblühten Tagen, aus einem frühen Grabe, ein unverblühter Gruß — bis er voll ungestümer Freude den Heimgekehrten stürmisch an sein Herz drückte: „Ismael, Du bist es, mein Sohn!“

Tief ergiffen faßte Ismael die Rechte seines Vaters, küßte sie und heiße Tropfen fielen zu seinem Kusse.

„Sehnsucht und Angst wohnen bei mir,“ sprach der Alte abwehrend, „so lang Du nicht bei mir bist. Ich will Dir Deine Freuden nicht stören, keine Lustfahrt Dir trüben, nicht zuvor, nicht darnach. Daß Du in ferne, fremde Städte reitest, wo Du unerkannt als ein Gleicher unter Gleichen giltst, das verstehe ich. Den Schatz, den ich von meinen Aeltern und aus meinem Wissen überkam, vermag ich in meinem Stande und meiner Schmach nicht zu verzehren. Wenn Du in das todte Gold greifst, ist es mir ganz recht. Aber

ich zittere, so oft Du Dich reisig und in ritterlichen Kleidern in den Sattel schwingst. Wie Du, so reisen auch andere Menschen unseres Landes, und wenn Dich Einer irgendwo bei Deinem Frohgelage erkennt, so wird Dir der Büttel das feine Wamms von den Schultern reißen, und den schmucken Junker aus der Stadt stäupen, wenn nicht gar die stolzen Pfeffersäcke irgend einer Hansastadt ihn mit dem Pfaffen auf den Karren setzen und in den lichten Galgen hängen lassen."

„Von dem Allem", erwiederte Ismael lächelnd, „wächst nichts auf meinen lustigen Straßen. Diesmal ritt ich über Arnheim, Amersford und Naarden, bis ich vor dem Schützenhause zu Amsterdam vom Pferde stieg. Täglich ging ich in den Hafen und sah wie man die schweren Kauffahrer lud und löschte, dazwischen schaukelten sich silbergraue Affen auf den Stengen, auf dem Verdecke schrieen in messingnen Bauern prächtig gefiederte Papageien, unten keuchten die Matrosen unter der Last der kostbaren Frachten, oben aber flatterten die bunten Wimpel, wie voll ungeduldiger Sehnsucht nach fernen, wunderreichen Küsten. Hatte die Feierglocke geschlagen, dann saß ich im Schifferhause mit den lustigen Kapitänen, die aus

Indien, Guinea und vom Kap Elfenbein, Gewürze, Teppiche und Goldstaub so tapfer durch das Weltmeer führen, und wir kneipten bis tief in die Nacht. Freigebig gossen sie mir in das spitze Kelchglas gar wunderbare Weine, deren Duft genügt, um jedes schmerzliche Gedenken an die grausamen Vorurtheile der blinden Welt sofort zu verscheuchen. Ging ich dann im Mondlichte an den stillen Grachten heim, wo von verschlafenem Decke der stolzen Gallionen nur mehr die Laterne des Wächters wie ein verglimmendes Johanniskäferchen dem nahenden Morgen entgegenflimmerte, dann sang ich ein deutsches Liedel und war ein Freiherr so gut wie Einer, den ganzen Rheinstrom auf und ab. Dann geschah es wohl auch, daß ein blankes Fenster klirrte und die weiße Hand eine Myfrow schüchtern und verständlich heruntergrüßte. Glaube mir, Vater, wo edle Weine das Herz entzünden, wo frischer Frauenmund, von der Uebermacht des Blutes bezwungen, auf unsere Lippen sich drückt, dort gilt keine Unterschied der Stände, dort vergessen Beide, der König und der Henker, im Rausche des Genusses ihr blutiges Handwerk. Wenn ich in das Schifferhaus trat, guckten die jungen Mägde durch die Küchenthüre in die Trinkstube, die Herren auf den

Bänken rückten zusammen, mitten unter ihnen mußte ich Platz nehmen; dann hoben sie die Pokale, nannten mich den deutschen Junker, erfreuten sich meines Frohsinnes und tranken auf mein Wohl.“

„O mein Ismael!“ seufzte der Alte, „was für ein armes Glück! Jetzt bist Du etwelche Meilen südwärts geritten und schon ist es zerronnen in ein weltverworfenes Schicksal. Verbirg Deinen Hut, die Winde Deiner Heimath knicken seine Federn, und der Junker in der Fremde ist zu Hause des Freimanns Kind. Wären Dir aus der Hand des Schicksals andere Würfel gefallen, Du wärest ein Rittersmann, Deines Landesherren, Deines Vaterlandes, seiner Männer und Frauen Stolz und Freude. Dein Herz ist unerschrocken, Deine Hand ist stark und hilfreich, Du bist des Schwertes und des Rosses vollkommen mächtig, Du verstehst durch die Freundschaft der Düsselthaler Mönche, denen ich oft als Thierarzt diente, alles zu lesen, was ein Schreiber schreiben mag. Noch mehr, Du weißt selber richtig und leserlich zu schreiben; welcher Ritter am Hofe unseres Grafen kann sich dieser Kunst berühmen?! Doch, Du bist des Henkers Sohn! Während Dir Schiffspatrone und Börsenherren zu Amsterdam einen frohen

Willkommen trinken, muß ich, wenn mich zu Düsseldorf der Durst in die Schenke treibt, an der Thüre stehen bleiben, die Mütze lüften, und die Anwesenden unterwürfig fragen, ob sie es dulden wollen, daß der Freimann bei ihnen unter einem Dache seinen Schoppen trinkt. Wenn sie nach langem Anglotzen und bedenklichem Kopfwiegen es mir endlich gnädigst gestatten, rückt mir der Küfer einen Stuhl an die Tischecke, der dreibeinig ist, wie der Galgen vor dem Thore. Das ist mein Schimpf und meine Rast. In der Kirche ist weitab von anderen Christenmenschen mein Platz. Im verschmähten Winkel höre ich dann das schöne Wort von der Nächstenliebe predigen, das für jeden Strolch und Stromer Geltung hat, nur nicht für mich. Stürze ich irgendwo, von der bösen Sucht angerannt, zu Boden, darf keine Hand mir Hilfe reichen. Sterbe ich, so wird kein ehrlicher Mann, nicht um eine Hand voll Goldes, mich zum geweihten Kirchhof tragen, dessen Thor mir und allen den Meinigen verschlossen bleibt. Meine Wasenknechte werden mich im Walde verscharren, auf dem Kreuzwege draußen, wo auch Deine schöne Mutter ruht. Für die schwere Pflichterfüllung eines angestammten, schrecklichen Gewerbes, welches ebenso ehrlich ist, wie manches, das sich mit Gold und

Purpur schmückt und sich am Stolzesten fühlt, wenn es Blut in Strömen vergießt und Menschen regimenterweise in den Tod treibt, bin ich mit Weib und Kindern aus Friede und Bann geworfen, gleich dem Wolfe und dem Bären, von dem der Sachsenspiegel schreibt: Allem Thiere ist Bann gesetzt, außer Bär und Wolf, an denen bricht Niemand Bann und Friede."

Die Stimme des alten Mannes hatte sich zum Ausdrucke des tiefsten Ingrimmes gesteigert. Erschöpft hielt er inne. Bald aber erheiterten sich seine tiefgefurchten Züge. „Ismael!" sprach er zärtlich, „wir haben Dich so getauft, weil Du durch Deine Geburt mit uns hinausgestoßen bist aus der Gemeinschaft der Menschen. Doch, wenn in einsamen Stunden die Sonne mich so mild bescheint, wie jedes andere Geschöpf, da drängt sich unabweislich die Ahnung in mein Herz, daß Du nicht verschmachten wirst in der Wüste. Sei, wie Hagars Sohn, ein Schütze: schieße Dir im Fluge das Glück. Ziehe fort und lasse mich hier einsam vergehen. In meinen Händen liegt keine That mehr, die mich ehrlich sprechen könnte. Du aber bist jung und kühn, greife nach dem Kranze, so hoch über Dir er auch schimmern mag. Du hast nur Schlimmes zu verlieren, nur Gutes zu gewinnen. Wenn mich längst die Erde



bedeckt, wird es bis in mein Grab hineinrauschen, wenn das Banner der Ehre flattert über Dir."

„Als neulich im Hafen zu Amsterdam die Werbetrommel ging," erwiederte Ismael, „kamen mir Gedanken angeflogen, wie die Deinen, o Vater! — aber Gott verdamme mich, wenn ich Dich je verlasse. Mußt Du in der Hölle liegen, so mag auch ich nicht im Himmel sein. Es steht aber nicht so schlimm um uns. Wie Du in einsamen Stunden von meiner besseren Zukunft träumst, so höre ich oft hinter mir den Schritt des Glückes, das mich einholen will. Mir widerfuhren bis noch in der letztverflossenen Stunde Zeichen und Gesichte. Mein Auge sieht die Flammen unserer Hölle niederbrennen und verlöschen. Auf die Asche unserer Schmach werden gütige Frauenhände Rosen streuen, sie bereiten mir einen Weg, der wonnevoller ist als jeder andere. Ohne Kampf werde ich eintreten mitten in das Glück und keine andere Pflicht werde ich haben, als den Gründern meiner Herrlichkeit nicht in das Gesicht zu lachen."

„Hat Dir ein Zigeunerweib um eine Handvoll Heller das Gehirn erhitzt? Hänge nicht so tollen Träumen nach, mein Ismael!"

„Als ich heute Mittags aus dem Bilkerbusch über das Moor hertrabte, lag die Haide im Sonnenbrande; aus dem Boden stiegen weiße Wölkchen und flogen vor mir hin. Ich achtete nicht darauf — wo bei Nacht der Irrwisch fackelt, tanzen die Nebel bei Tage. Doch die Wölkchen gewannen Form und Gestalt und als ich schärfer hinblickte, erkannte ich deutlich ein flüchtiges, milchweißes Pferd, ich sah Schleier, Gewande und goldene Locken wehen, mit weißer Hand wies die Reiterin auf unser Haus. An ihrer Seite flog ein grauer Schatten mit, oder war es auf einem grauen Klepper eine zweite Reiterin? In immer engeren Kreisen ritten die Beiden um unser Gehöfte, sobald sie aber vor unser Thor kamen, warfen sie die Pferde herum und sprengten querfeldein. Ich vermochte mich nicht länger zu halten, unwillkürlich drückte ich beide Sporen in die Flanken meines Falben. Der flog. Als ich jedoch an unsere Gartenhecke kam, waren die Gestalten wie in Luft zerronnen — verschwunden."

„Das werden Frauen vom Kaiserhofe sein, der jetzt in Düsseldorf weilt. Sie wollten wohl ihre Pferde einmal auslaufen lassen. Daß sie das Haus des Freimannes mieden, wundert Dich das? Was Du mir

erzählest, finde ich ganz natürlich und es hat jedenfalls nichts zu bedeuten."

„Ich gebe zu, Vater, daß die Sache natürlich zu erklären ist; aber das Gefühl, das mich seit Tagen beherrschet, das vom Neuen und nur heftiger in meiner Brust aufloderte, als ich die Reiterinnen um unser Haus sprengen sah, ist nichts anderes als ein leuchtendes Versprechen. Ich brauchte nicht das Schwert zu ergreifen, nicht für eines Fürsten Ehrgeiz, Zorn oder Haß zu streiten; mein Glück wird zu mir kommen in Frieden. Es war mein Glück, das heute vor mir durch die Haide ritt. Ich erkannte seinen Hufschlag — Vater! Vater! Hörst Du nichts?! —"

Der Alte stutzte, seine Wangen verfärbten sich. „Wirklich," flüsterte er, „wirklich! Ich höre eilende Renner — "

Beide stürzten an das Stubenfenster. Neben sich die treue Gertrud sprengte die Kaiserin draußen vorüber. Ihre seidenen Gewande rauschten im Winde, ihre goldenen Locken wehten, ihre Blicke glitten scheu und prüfend über das Haus. Ihre Linke zog die Zügel straff an, als ob sie vor dem Thore halten wollte, aber unwillkührlich ließ ihre Rechte die Gerte auf

die Schulter des Renners niederfallen; der griff weit aus und — verschwunden waren Frau und Magd.

„Sei gegrüßt, Frau Fortuna, die Du so wunderbar heransprengst! Nicht ungestraft sollst Du mir über den Weg geritten sein. Bei Deiner reichen Hand will ich Dich fassen, fangen und führen. Lebewohl Vater! In den Bügel! Diesmal bring ich Dir unser Glück in's Haus!"

So rief der junge Schwärmer. Bald darauf saß er zu Pferde und sprengte in die Haide hinaus. Der Alte sah durchs Fenster dem Fluge seines Sohnes nach, dessen Verzückungen er nicht begriff.

VII.

Der zerlumpte Knecht, den wir schon kennen, war einen Schritt vor das Thor getreten und blickte mit sichtlicher Freude an Roß und Mann dem „jungen Herrn“ nach, der mit verhängten Zügeln in die Haide hinausjagte. Plötzlich vernahm er hinter sich den Hufschlag heransprengender Pferde; bevor er sich umgewendet hatte, war die Kaiserin mit der alten Gertrud bereits in den Hof geritten. Wie ein Krieger vor dem Feinde durchkreiste sie im kurzen Galoppe, vorsichtig spähend, den Hofraum, aus welchem das erschreckte Federvolk zu seinen Ställen drängte, während der Knecht die wildaufheulenden Hunde an den Halsstricken fieng, um die schöne Frau, in deren Erscheinung doch nichts Bedrohliches lag, vor Schaden zu bewahren. Vor dem Garten, in welchem die springenden Brunnen

wie zum Gruße, nur noch lustiger ihre freudig leuchtenden Perlen in die Luft warfen, hielt die Kaiserin stille, das vom stürmischen Ritte heiße Blut in der wehenden Schattenkühle erfrischend. Unterdessen hatte Gertrud dem Knecht ein Silberstück in die Hand geschoben und ihn gefragt, durch welche Thüre man zum Herrn dieses Hauses geht. Nach willig ertheilter Auskunft half der Bursche den Frauen vom Pferde. Bald darauf traten Beide, die Kaiserin voran, in die Stube des alten Freimannes. Dieser war nicht wenig erstaunt, „Frau Fortuna", wie sein Sohn die Vorübersprengende genannt hatte, persönlich bei sich eintreten zu sehen; die Kaiserin hingegen fühlte sich durch die Blumenschatten und die nette Wohnlichkeit des Gemaches, sowie durch die patriarchalische Erscheinung des Greises, der sie freundlich und ehrfurchtsvoll begrüßte, so traulich angesprochen, daß sie vorerst auf die Ursache ihres Hieherkommens vergaß. Mit der Neugierde eines hochgebornen Fräuleins, welches das Erstemal in eine geringere Häuslichkeit eintritt und dabei ihre Vorstellung von der Oede, Armseligkeit, Unleidlichkeit derselben durch die angetroffene Wirklichkeit widerlegt findet, ging sie musternd von einem Einrichtungsstücke zum andern, bis sie auf einmal stille

stand, den Kopf schüttelte, bald ihre Amme, bald den Alten zweifelnd anblickte, zuletzt aber schüchtern fragte: „Wir sind doch nicht falsch geritten, lieber Mann! Ihr seid doch der Scharfrichter der Grafschaft Bergen.“

„Ich bin es, denn ich muß es sein,“ antwortete der Angesprochene.

„Ich muß Euch sagen,“ bemerkte die Kaiserin, „eines Scharfrichters Haus habe ich mir ganz anders vorgestellt: voll blutigen und grausamen Geräthes, in jedem Winkel den kalten Hauch des Schreckens. Seit ich durch Euer Thor ritt, sah ich hingegen nichts als muntere Thiere, frische Blumen, ein heiteres Gemach und einen friedlich-freundlichen Greis. Trägt doch jedes Haus die Spuren seines Handwerks. Beim Müller stäubt das Mehl, brüten die Hühner und gasten die Tauben, beim Schmiede knirschen die Kohlen, leuchtet die Esse und klingen die Hämmer, beim Kaufmann klingen die Münzen, rollen die Ballen und ächzen die Krahne, im Jägerhause schlagen edle Hunde an und das Waldhorn erschallt. Bei Euch aber sehe ich keine Spur Eures schrecklichen Berufes, nur Frieden, Freundlichkeit und Blumen.“

„Auch die Blumen gehören zu meinem Handwerk,“ versetzte der Greis. „Was ich bin, das bin ich durch

Abstammung, mithin durch ein unabweisbares Schicksal. Auf diesem Wege wird der Eine: König, der Andere: Henker. Keinem von Beiden bleibt eine andere Wahl. Ich habe es in Büchern gelesen, welche mir die Düsselthaler Mönche liehen: die Gelehrten nennen das die Legitimität. Ihr habt Recht, mein Amt ist schrecklich; aber meine Hand ist von allen Denen, welche den armen Sünder auf den Rabenstein weisen, die unschuldigste. Sie gehorcht fremdem Urtheile, das sie nicht zu verantworten hat, und während die Andern den Verbrecher in zwingende Martern, in Todesangst und Verzweiflung stürzen, ist meine Hand seine Erlöserin aus unnennbaren Qualen; mitleidsvoll, doch sicher führt sie den Reuigen in die Gärten des himmlischen Paradieses. Darum bringe ich Jedem, der mir überantwortet wird, am schweren Morgen seines letzten Ganges einen Strauß von den Blumen, welche ich hier selber gezogen. Ich meine damit einen Gruß aus jenen ewigen Gärten, in welche meine Hand ihn hinüberliefert. So gehören diese Blumen, welche Ihr in meinem Hause seht, zu meinem Handwerke. O, dürfte ich in demselben nichts mehr, als nur der Gärtner sein!"



„Das ist wahrhaftig ein guter Mensch!" sagte die Kaiserin zur Gertrud gewendet. „Dem können wir schon vertrauen."

„Gott und meinen Aeltern und Vorältern sei es gedankt," nahm Ismaels Vater wieder das Wort, „habe ich neben der Blutarbeit noch manche friedliche, segenbringende Kunst erlernt. Redliche Heilmittel und christliche Arcana und — ich werde mich wohl nicht irren — nichts Anderes als ein Begehren nach solchen führt Euch in mein gemiedenes Haus."

Durch diese Worte an ihr Vorhaben erinnert, erröthete die Kaiserin heftig: „Ja — so ist es," sprach sie mit halblauter Stimme.

„Vertraut mir," sagte der Freimann.

„Gewiß!" erwiederte die hohe Frau. „Es wird aber meine alte Amme hier es übernehmen, mein Anliegen Euch mitzutheilen. Wir haben das so verabredet. Also! sprich Du mit ihm, Gertrud! Aber leise, leise —." Damit drängte sie mit vorgestreckten Händen ihre Dienerin und den Alten in die eine Fensternische, während sie selbst sich in die andere zurückzog, als wolle sie in der Entfernung von Alledem, was zwischen jenen Beiden zu verhandeln war, auch nicht das Geringste vernehmen. Diese waren bald

in ein angelegentliches Gespräch verflochten. Gertrud stellte sich dem Alten als ein Derendorferkind vor, legitimirte sich durch Erinnerungen an längst verblaßte Geschehnisse, welche von Seite ihres Gesprächsgenossen ebenso erinnerungsreich aufgenommen und erwiedert wurden. Als dieser Vorhof durchschritten war, rückte Gertrud der Sache näher, das Gespräch wurde inniger, stiller, zuletzt nur ein geheimnißvolles Flüstern.

Die Kaiserin, welcher die Verhandlung länger währen mochte, als es ihr nothwendig schien, begann vom Neuen ihren musternden Rundgang durch die Stube. Als sie vor den seltsamen schwarzen Schrein kam und das vom Rumpfe geschlagene, dornengekrönte, blutige Haupt ersah, schrak sie zusammen und rief entsetzt: „Was gibts da drinnen?“

Der alte Scharfrichter sah her und antwortete gleichgiltig: „Da drinnen hängt das Richtschwert!“ Gleich darauf vertiefte er sich wieder in das vorige Geflüster.

Die Kaiserin durchrieselten eisige Schauer. Sie sank auf den nebenstehenden Stuhl und hielt die Hände vor die Augen. „Das Richtschwert — das Ende des Weges der Verbrecherin! Und habe ich nicht soeben den Anfang dieses Weges betreten? Was suche

ich hier? Ist mein Schritt nicht ein Frevel gegen Gott? Kann es nicht ein Zauber, ein todeswürdiger Zauber sein, den ich hier im Hause des unehrlichen Freimannes anrufe?" so fragte sie sich im Stillen. Was hätte sie in diesem Augenblicke gegeben, wenn sie den Rath ihrer Amme unbefolgt gelassen hätte! Sie wollte zu den Pferden hinauseilen, Gertruden zurufen: „sie möge innehalten!" — aber ihre Kniee zitterten, ihre Stimme versagte den Dienst. Verzweiflungsvoll blickte sie nach der Thüre, ihre Augen vergingen. Es war ihr, als tagte der schwere Morgen ihres letzten Ganges — als sähe sie das Richtschwert blitzen — als reichte ihr der alte Scharfrichter mitleidsvoll den Blumenstrauß — da öffnete sich die Thüre und Ismael trat ein.

Tief aufathmend, wie Hilfe suchend, erhob die Kaiserin ihre Augen zu dem jungen Rittersmann — für einen solchen mußte sie nach seiner Kleidung und Haltung den Eingetretenen ansehen — die häßlichen Träume schwanden, mit ruhigerem Blute blickte sie in die schöne Wirklichkeit, die blühend vor ihr stand. Desto stürmischer fluthete es durch Ismaels Adern; es entstand jene Pause, es erwachte jene unaussprechliche Empfindung, welche immer eintritt, wenn zwei

Wesen das Erstemal zusammentreffen, deren Geschick sich — Beiden unbewußt — zu verbinden beginnt. Wie das meistens in solchen Fällen geschieht, gewann die Frau zuerst das richtige Bewußtsein ihrer Lage und die schickliche Form das Ungewöhnliche wieder in die Bahn des Unauffälligen zurückzuleiten. „Mir ist sehr unwohl!" rief die Kaiserin aus. „Luft!"

Gertrud stürzte herbei, um ihrer Gebieterin Hilfe zu leisten.

„Seid Ihr mit Eurer Besprechung zu Ende?" fragte die Kaiserin.

„Bald," antwortete Gertrud.

„So lasse Dich nicht stören," befahl die Kaiserin. „Einige Schritte in frischer Luft, ein Tropfen frischen Wassers und Alles wird vorüber sein. Dieser junge Ritter wird mich zum Brunnen führen."

Der alte Freimann trat besorgt herzu, Ismael warf ihm einen bittenden Blick zu, bot der Kaiserin den Arm, den sie, vom Stuhle sich erhebend, dankend annahm und führte sie aus dem Gemache. Im Hofe draußen lenkte sie ihre Schritte zum Garten, in welchen die frischen Quellen sprangen, dort tauchte sie das Taschentuch in die kalte Fluth und netzte damit Stirne und Schläfen.

„Es ist vorüber!" sagte sie, den ihren von Ismaels Arme ziehend. „Ich danke Euch. Ich bin krank. Ihr begreift, daß nur dieses mich hieher führen konnte. Ihr seid wohl ebenfalls leidend?"

„Auch ich bin krank, schöne Frau," erwiederte der Gefragte, „aber nur ein Wunder könnte mich heilen."

„So großes Vertrauen habt Ihr zu dem Alten da drinnen!" versetzte die Kaiserin. „Das gibt mir Muth. Gesteht mir aufrichtig," fuhr sie fort, mit Ismael in dem duftenden Blumengange hinabwandelnd, „ist das Gute Alles wahr, was man von dem Herrn dieses Hauses erzählt, und dürfen Leute unseres Standes seiner Verschwiegenheit, wie seiner Ehrlichkeit vertrauen?"

„Das könnt Ihr," antwortete Ismael mit Wärme, „Ich kenne den Mann seit Jahren und Jahren."

„Was hattet Ihr seit Jahren und Jahren mit dem Scharfrichter zu thuen?" fragte die Kaiserin erstaunt.

„Der Mann ist nicht nur das, als was Ihr ihn soeben genannt habt, erwiederte Ismael, er ist auch der Arzt der Hoffnungslosen, der Tröster und Wohlthäter der Armen, weit und breit. Er ist redlich,

wie die Erinnerung, unbestechlich, wie die Zeit, und verschwiegen wie das Grab."

„Kennt Ihr mich, Herr Ritter?"

„Ich habe Euch nie gesehen."

„Würdet Ihr, wenn wir wieder zusammenträfen, mich erkennen?"

„Gewiß und — o wie gerne!"

„Keine Seele darf wissen, daß Ihr mich hier gesehen habt. Es könnte meine Freiheit kosten, meine Ehre, mein Leben! Es liegt in meiner Macht, mir geleistete Dienste zu belohnen. Könnt Ihr schweigen?"

„Das wird mir leicht sein, denn es werden mir immer die Worte fehlen, das Glück auszusprechen, welches mein Herz bei Eurem Anblick empfunden hat."

Die Kaiserin neigte stolz und huldvoll das Haupt, aus ihren jungen Augen aber sprach die Sprache der Gleichen zum Gleichen, als wäre der Kaisermantel von ihren schönen Schultern gesunken.

Gertrud trat in den Garten. „Es ist Alles nach Wunsch geordnet", berichtete sie, „und die Pferde stehen bereit."

Alle eilten in den Hof. Der alte Freimann war nicht sichtbar. Ismael half den Frauen in den Sattel, er selbst schwang sich zu Pferde, und ohne daß dazu

Erlaubniß gebeten oder gegeben war, als ob als Fortsetzung des früheren Gespräches sich das von selbst verstünde, sprengte er an der linken Seite der Kaiserin in die Haide hinaus.

Nachdem eine gute Strecke schweigend abgeritten war, sagte die Kaiserin zu ihrem Begleiter: „Wollt Ihr mit durch Düsseldorf reiten?"

„O nein," antwortete dieser, beim Bilkerbusche muß ich abbiegen. „Mein Vaterhaus liegt einsam und ich lasse mich hierlandes nicht gerne unter Menschen sehen."

„Ist das Eure Krankheit, Herr Ritter?"

„Es gehört mit dazu," antwortete der Gefragte und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Dort kommen unsere Jäger mit den Hunden herauf," rief Gertrud aus, die flache Hand über die Augen haltend.

„Wirklich!" sagte die Kaiserin ängstlich, mit der linken Hand den Hals von Ismaels Pferd seitwärts drängend. Der aber parirte, stellte mit Stange und Fersen seinen Renner eine halbe Pferdelänge zurück, zog seinen Federhut, verneigte sich, so tief als er es vermochte, warf den Falben herum und sprengte

seitab gegen den Bilkerbusch, in dessen Waldesschatten er bald verschwand.

Die Kaiserin blickte ihm nach, so lange sie die Federn seines Hutes wehen sah, nur selten einen kurzen Blick seitwärts auf die kaiserlichen Jäger werfend. Unterdessen waren diese, welche im Eifer ihrer Jagd die hohe Frau nicht gewahr worden waren, mit ihrer Meute an den Rhein hinaus gebraust. Der Weg nach Düsseldorf war frei, beruhigt verfolgten ihn die beiden Frauen.

Die Kaiserin war in Gedanken versunken. Sie sprach kein Wort. Gertrud wunderte sich, daß ihre Gebieterin sie nicht darum befrage, ob der alte Freimann sich zur verlangten Hilfe fähig und willig erklärt habe. Endlich brach die Kaiserin das Stillschweigen.

„Der junge Ritter", sprach sie, „war auch darum draußen, sich einen Heiltrank zu holen. Er sagte mir, er sei krank, so krank, daß nur ein Wunder ihn retten könne. Was meinst Du, Gertrud? Wie ein Kranker sieht der wahrlich nicht aus!"



VIII.

Seit die Kaiserin das Haus des Freimannes besucht hatte, waren einige Tage vergangen, ohne daß sie ihre vertraute Dienerin um den Bescheid des Letzteren gefragt hätte. Des verlangten und erhofften Wundertrankes wurde mit keiner Silbe erwähnt. Die hohe Frau war verschlossen, wortkarg, wie sonst nie. Sie suchte die Einsamkeit und schien in einem heftigen Seelenkampfe begriffen. Gertrud vermuthete den Grund dieses so sichtlich veränderten Gemüthszustandes in der erklärlichen Scheu ihrer Gebieterin vor jenem verrufenen und unheimlichen Kreise, in welchen sie durch den Besuch im Scharfrichterhause getreten war.

Eines Morgens, als die Kaiserin erwacht und Gertrud an ihr Lager geeilt war, ihr zu dienen, blickte Erstere wie verworrenen Sinnes vor sich hin,

fuhr mit den zarten Fingern durch die aufgelösten Haare und rief: „Es ist ein Zauber! Ein unbegreiflicher Zauber!"

Gertrud hielt durch diese Worte, welche sie auf das begehrte Wundermittel bezog, ihre frühere Vermuthung bestätigt. „Seid beruhigt, gnädigste Frau," meinte sie begütigend. „Von einem Zauber ist gar keine Rede. Es sind die reinen Kräfte der Natur, welche auf Euch wirken müssen. Der freundliche Greis, sein ehrliches Auge, seine treuherzigen Worte, haben mir jeden Verdacht genommen."

„Du sprichst von dem Tranke, welchen mir der Freimann bereiten soll," sagte die Kaiserin, wie aus einem Traume erwachend. „Ja — das Elixir! Wie konnte ich doch so lange darauf vergessen. Was hat Dir der Alte zugesagt? Wann wird er mir die Fiole geben können?"

„Vor Allem sagte er," erwiederte die Dienerin, „damit das Mittel wirken könne, müßt Ihr selbst es bei ihm holen. Doch muß ich gestehen, das Wann, — das habe ich jetzt vergessen. Er sprach vom Nähertreten des wechselnden Mondes zu zwei Sternen, nur unter diesem Dreischeine, welcher abzuwarten sei, könne das Werk gelingen. Den einen Stern nannte er Venus,



den Namen des anderen aber, o verzeiht, und den Monatstag des Zusammentrittes habe ich vergessen. Als wir von den schwarzen Bergen heimritten, wußte ich Alles noch; ich meinte, Ihr würdet mich sofort darum befragen. Aber Ihr spracht damals nur von dem jungen Ritter. Euer verschlossenes, düstersinnendes Wesen in den letztvergangenen Tagen mußte mich glauben machen, der ganze Ritt habe Euch gereut und ich wagte nicht, Euch daran zu erinnern."

„Düster, sagst Du, Gertrud?! Ich war nicht düster. Schwieg ich? Ich hatte nur angenehme Gedanken und mir war es, als spräche ich immer, noch mehr: als antwortete mir immer — Jemand. Düster?! Seit ich vermählt bin, war ich noch nie so heiter. Du erinnerst mich zur rechten Zeit. Wir müssen wieder in die Haide hinausreiten, heute Abend noch. Es ist so hübsch dort draußen. Die Luft thut mir so wohl. Wir müssen das „Wann" erfahren, und den zweiten Stern kennen lernen, der zur Venus kommen soll."

Und so geschah es auch. Am herrlichen Sommerabende galloppirten die beiden Frauen aus den Feldwegen zwischen den üppig wallenden Kornfeldern, welche die nächste Umgebung Düsseldorfs bedecken, in die stille — verschwiegene Haide hinaus. Als sie sich

dem Gehöfte des Freimanns näherten, grüßte über die blühende Gartenhecke eine Hand herüber, in der ein weißes Taschentuch lustig flatterte. Die Kaiserin erkannte den „jungen Ritter.“ Mit verdoppelter Schnelligkeit sprengte sie an die Hecke heran, hinter welcher Ismael stand; hier parirte sie ihren Zelter, ließ die Zügel auf den Hals desselben fallen, klätschelte mit weicher Hand das edle Thier, welches, als ob es für die empfangene Gunstbezeugung danken wollte, den feinen Kopf zurückbog und mit seinen linden Lippen schmeichelnd durch die seidenen Falten des Kleides seiner Reiterin rauschte. Diese aber rückte sich behaglich im Sattel zurecht, als denke sie gar nicht daran, abzusitzen, als erscheine die Situation, dem „jungen Ritter“ so nahe gegenüber, und doch durch eine dichte Hecke von ihm getrennt, ihr ebenso erwünscht, als tauglich, ganz ohne Gefahr ausgenützt zu werden.

Während Ismael sich wiederholt ehrfurchtsvoll verbeugt hatte, die Kaiserin hingegen huldvoll, doch mit einem Anfluge von lebenslustigem Muthwillen, dankte, erwachte in der alten Gertrud die Besorgniß, es könne — wenn dem Selbander hier an der Hecke eine Störung wiederführe und ihre Gebieterin, welche

doch unerkannt bleiben mußte, genöthigt würde, querfeldein zu flüchten — über dem jungen Ritter auf den Zweck des Hieherrittes wieder vergessen werden. Sie erinnerte daher die Kaiserin daran, wie gerathen es wäre, die Minuten zu benützen und den alten Freimann um das „Wann“ der Auslieferung der Fiole zu befragen. Die Kaiserin nahm die Mahnung mit rascher Zustimmung auf. „Du hast ganz Recht,“ sagte sie, „reite nur hinein und frage den Alten. Diese Antwort kann er auch Dir allein sagen. Dann komme wieder heraus und halte dort um die Gartenecke unter den alten Ulmen. Dort habe Wacht und melde mir jede Störung.“ Als Gertrud gehorsamst weggeritten war, flog der Blick der Kaiserin über die sonnige Landschaft, zuletzt rief sie mit heller Freudigkeit: „O! Wie macht der Sommer mit seinen goldenen Lüften, seiner Feld- und Gartenpracht doch jedes Herz so frisch! Mit jedem Tage beginnt dem Glücklichen eine neue Welt.“ Dann ließ sie ihr Auge mit derselben Freudigkeit, wie zuvor auf all' der übrigen Sommerpracht, auf dem „jungen Ritter“ ruhen. Bald aber überhauchte ein Ausdruck von Mitleid ihre Züge und sie fragte: „Ich treffe Euch auch heute wieder

hier. Da steht es wohl noch nicht ganz gut mit Eurer Krankheit?"

„Mit der steht es schlimmer als je, edle Frau," erwiederte Ismael.

„Ihr seht aber so blühend aus," sagte die Kaiserin mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Keine Muskel, nicht eine Ader meines Leibes versagt ihren Dienst," seufzte Ismael, „und doch bin ich krank bis auf den Tod."

„Ihr redet ja wie ein Verliebter," lachte die Kaiserin, „der seine Liebe nicht gestehen darf."

„Ach, wäre es nur eine Dame, die meinen Wünschen Widerstand leistet, nie würde ich meinen Zustand für hoffnungslos halten!" Die Kaiserin warf mit einem Ausdrucke von Verwunderung und Betroffenheit den Kopf zurück. Ismael aber fuhr fort: „Nicht ein Einzelnes, die ganze Welt ist es, die meinem Wunsche widersteht. Und wie klein, wie alltäglich ist dieser Wunsch! Anderen Menschen ist er schon in der Wiege erfüllt, nur mir nicht. Vor mir liegen weder Schlösser noch Riegel, und doch bin ich gefangen, die offene Welt ist mein Kerker; je mehr Menschen mich umgeben, desto größer wird meine Einsamkeit. Ich bin der Letzte meines Stammes!"

„So habt Ihr weder Frau noch Kind?“ fragte die Kaiserin.

„Eure Stimme hat einen so holden Ton,“ versetzte Ismael, „und doch verwundet mich jedes Eurer Worte. Nie wird ein Weib, dessen Besitz ich wünschen kann, als Gattin den Fuß über meine Schwelle setzen, nie werde ich ein Kind an mein Herz drücken, das freien Antheil haben darf an dem Glücke dieser Welt. Trotz reichen Gutes werde ich arm, kinderlos, unbeweint in die Grube sinken. Schreckliches Loos!“

„Das Loos, welches Ihr beklagt, Herr Ritter, ist auch das meine!“ seufzte die Kaiserin. „Der Alte drinnen wird Euch wohl die Ursache mitgetheilt haben, welche mich über seine Schwelle führte,“ setzte sie mit einem fragenden Blick auf Ismael hinzu.

„Der Alte drinnen,“ antwortete Ismael, „ist verschwiegen, wie das Grab. Auch gegen mich.“

„Er ist verschwiegen,“ wiederholte die Kaiserin, „und ich verrathe mein Geheimniß! Warum gerade Euch? Der Alte, der mir zu helfen vermag, schweigt aus Pflicht, und ich vertraue mich dem Jungen, der mir zu nichts verpflichtet ist, mir nicht helfen kann.“ Dabei quoll eine ihr selbst unverständliche Thräne über die goldenen Wimpern der schönen Frau.

„Zu Allem bin ich Euch verpflichtet", rief Ismael, durch die blühende Hecke brechend, „zu Allem, wozu klagende Schönheit ein freies Mannesherz entzünden kann. Ich werde schweigen, wenn auch die Qualen der Folter meine Glieder zerreißen, wenn schon die Schneide des Richtbeils meinen Nacken berührt und wenn ein Wort mich retten könnte. Wir Menschen gehören den Göttern, für Euch gäbe ich freudig mein junges Leben. Es wäre nicht das erste Menschenopfer, das einer Göttin gebracht wird, einer Göttin!" Damit ergriff er die Rechte der Kaiserin und bedeckte sie mit heißen Küssen.

„Um Gotteswillen, man kommt!" rief die Kaiserin aus, und wirklich trabte soeben die alte Gertrud hastig um die Ecke. „Der andere Stern heißt Mars!" berichtete sie, „und was den Monatstag anbelangt —." Da hielt sie plötzlich inne, denn es erschallte vielfältiger Hufschlag, dazu Peitschenknallen und rauhes Geschrei. Ein Roßkamm ritt mit seinen Knechten und einer Koppel verkäuflicher Pferde die Haide herauf zum Hause des als Züchter und Pferdekenner weitberufenen Freimanns. Die Kaiserin zog mit sanfter Gewalt ihre Rechte aus Ismaels Händen, tieferröthet

mit fliegenden Pulsen sprengt sie, ohne rückwärts zu blicken, davon.

Als sich die beiden Reiterinnen dem Flecken Düsseldorf näherten, sank die Sonne durch Goldwolken und purpurne Luft im Westen hinab. Aus den im Abendwinde rauschenden Ährenwogen grüßten die blauen Kornblumen, in den dämmernden Gärten begannen die Nachtigallen zu schlagen, dazwischen rief der Kukuk — der Schelm. Der jungen Kaiserin war es, als gelte das Alles nur ihr allein. Sie ritt so hin, im Nachgenusse eines Augenblickes, wie nie ein gleicher in ihrem Leben aufgeleuchtet, umklungen von dem Nachhall einer Sprache, welche nie noch ihr eigenes Herz zu ihr gesprochen hatte.

„Ach! — brach sie endlich das lange Schweigen, — wie macht der Sommer mit seinen goldenen Lüften, mit seiner Feld- und Gartenpracht doch jedes Herz so frisch! Aber bald kommt der Schnitter, er mäht die Halme wie die Blumen, der Wind fährt über die Stoppeln, dann schweigen auch die Nachtigall und der Kukuk und der schöne Traum ist vorbei."

IX.

Ismael schwelgte im Nachgenusse jenes Zusammentreffens mit der „fremden Edelfrau“ an der Hecke seines väterlichen Gartens. Abend für Abend erwartete er dort die Wiederkehr der reizenden Erscheinung, an welche er — von einem unwiderstehlichen Zauber gefangen — die Hoffnungen auf eine stolze Zukunft knüpfte, hinter deren Nichterfüllung ihm der bodenlose Abgrund finsterster Verzweiflung entgegengähnte. Doch die Ersehnte kam nicht wieder. Die Ursache hievon vermochte er nicht zu enträthseln. Er gedachte, nach Düsseldorf zu gehen, um dort der Unbekannten nachzuforschen. Nach besserer Erwägung mußte er aber diesen Vorsatz wieder fallen lassen, denn er konnte am Wohnsitze seines Landesherren nur in den groben und nach Vorschrift ge-

kennzeichneten Kleidern seines verworfenen Dienstes erscheinen. Wenn Sie in diesem Aufzuge ihn erblickt, ihn, der ihre Hand mit Küssen bedeckt, auf dessen kühnes Beginnen sie hold erschrocken und ohne Abwehr niedergeblickt hatte!? Traurig suchte er an jedem Abende sein Lager, hoffnungsvoll wachte er dennoch an jedem Morgen wieder auf. Der Drang seines Ehrgeizes steigerte die Hoffnungen seiner Liebe zur stärksten Zuversicht. Hat mich meine Ahnung nicht getäuscht, sagte er zu sich selber, bevor sie so plötzlich, gleich einem Wunder, mir erschienen, warum soll mein Hoffen jetzt nichtig sein, seit meine Augen sie gesehen, seit ihre Hand widerstandslos in meiner Hand geruht hat!?"

Als er, belebt von solchen Gefühlen, an einem sonnenhellen Morgen wieder den Garten betrat, traf er seinen greisen Vater gesenkten Hauptes im Schatten eines alten Apfelbaumes sitzen. Als der alte Freimann den raschen Schritt seines Sohnes vernahm, richtete er sich langsam auf. Die Spuren der tiefsten Bekümmerniß lagen auf seinen Zügen. Er streckte, wie hilfesuchend, seine zitternden Arme dem Kommenden entgegen.

„Um Gotteswillen!“ rief Ismael, „was ist Dir widerfahren? Bist Du erkrankt?“

„Mein Alter ist meine Krankheit“, erwiederte der Greis. „Wäre ich im Besitze meiner früheren Kraft, ich hätte Dir Alles verschwiegen. Ich hätte übermorgen mein trauriges Handwerk geübt und Du hättest erst davon erfahren, nachdem das abgesetzte Haupt der armen Sünderin längst in den Sand gerollt war.“

„Eine Hinrichtung?!“

„So ist es, mein Sohn. Uebermorgen bei Anbruch des Tages, auf dem alten Rabenstein vor Düsseldorf.“

„Wer soll das Opfer sein?“

„Ein junges Mädchen — eine Kindesmörderin. Mehr weiß ich nicht.“

„Ihre Name, ihre Heimath?“

„Was kümmert das den Scharfrichter! Je weniger er davon weiß, desto ruhiger und sicherer ist seine Hand.“

Ismael, der aus den Träumen, welche ihn so wonnevoll empor getragen hatten, mit einem Schlage in das Elend seines angebornen Schicksales herabgestürzt war, blickte voll Mitleid und Kindesliebe auf

seinen Vater, der, in sich selbst zusammenbrechend, auf seine Ruhebank zurückgesunken war.

„Warum erschüttert Dich diesmal der Gerichtsbefehl um so viel mehr, als je ein gleicher?“ fragte besorgnißvoll der junge Freimann. „Warum vermag er diesmal Deine zähe Kraft zu brechen, der doch niemals noch ein Hieb mißlungen ist.“

„Du fragst, Ismael! Richte Deinen Blick auf mich. Was siehst Du? Ein trübes Auge, wankende Kniee, einen zitternden Arm. Eine Handvoll Erde, die vor dem eisigen Hauche des Alters in Staub zu zerfallen beginnt. Seit die fremde Frau zu meinem Hause ritt, lebst Du in Träumen, siehst von Allem, was um Dich vorgeht, nichts als sie und Dich. Während in Dir — mir ist es nicht entgangen — ein belebendes Feuer immer freudiger auflodert, brennt das Flämmchen meines alten Lebens immer tiefer herab. Was versteht die Jugend von dem Alter; sie hört nicht seinen Schritt. Es bricht herein wie der Winter. Heute wärmt noch die goldene Sonne, in ihren Strahlen gaukeln die Mücken, wohl auch noch ein verspäteter Schmetterling, unterm rothen Laub der Buche läßt sich noch ein Vogel hören, an dem Boden der abgeweideten Wiese gedrückt, blühen noch die letzten

Blumen und die Kinder des Dorfes schlingen darüber hin ihren lustigen Reigen — auf einmal weht ein eiskalter Wind, über Nacht fällt der Schnee und Alles ist vorüber, bis es wieder auferstehen darf im nächsten Frühlinge, der übrigens Keinem sicher ist. So ist seit wenigen Tagen das Alter, das ich mannhaft trug, meinem Rücken zu schwer geworden; ich breche unter der Last zusammen. Ich bin nicht mehr meiner selbst, viel weniger des Schwertes mächtig. Mein Nachfolger bist Du. Du hast im vergangenen Herbste, als auf des Kaisers Befehl die Herren anfingen, unter den Stegreifreitern aufzuräumen, und Du vor dem Stifte Kaiserswerth den beiden Rittern, die auf der Veste Hain und dem Hause Vollkardey saßen und vom Straßenraube lebten, den Kopf vor die Füße legtest, tadellos Dein Meisterstück geliefert. Ich vermag meines Amtes nicht mehr zu walten. Uebernimm es Du. Ich werde Dir selbst das Richtschwert schärfen; am zweiten Morgen, der dem heutigen folgt, wirst Du die arme Sünderin vom Leben zum Tode bringen."

„Ich? Das Mädchen!" rief Ismael entsetzt — „nie, niemals! Eher ziehe ich mir das Schwert selber durch die Kehle. Vor der Pforte des Glückes und der Ehre soll ich als Frohnknecht auf dem Hochgerichte

das Schwert zücken?! Fordere das nicht von mir. Nur dies Einemal gehe selber hin. Inzwischen fällt die Entscheidung. Die fremde Frau wird wieder kommen. Glaube mir, sie ist die Göttin meines Glückes. Sie wird die Würfel werfen über meine Zukunft. Fallen sie günstig — und sie werden günstig fallen — dann schütteln wir unser blutiges Schmachhandwerk für immer ab. Erinnerst Du Dich nicht mehr, als ich an jenem Tage zu Dir sagte: mein Glück wird zu mir kommen in Frieden, — da ritt sie auch schon an unserem Fenster vorbei und bald darauf stand sie in Deiner Stube. Ich habe sie seither, wie ich es Dir versprach, bei ihrer reichen Hand gefangen. Nur dieses Einemal, Vater, gehe noch Du! Fallen die Würfel wider mich, dann will ich der blutige Freimann sein in allen meinen Tagen, dann will ich kalten Herzens die Menschen martern und tödten, wie sie mich martern durch ihr Vorurtheil, und mich lebendig begraben in Verworfenheit und Schmach."

„Bäume Dich nicht auf gegen Dein Schicksal," sprach der Alte, „das Du von Jugend auf kennst und dem Du verfallen bleibst. Verzichte auf Deine eitlen Hoffnungen, welche ich einen Augenblick theilte, als Du neulich bei Deiner Rückkunft in schöner Jugend

vor mir standest, durch Deine Reden mich hinrißest, und die fremde Frau wie ein Wunder an meinem Fenster vorüberflog. Sie wird die Fiole abholen und bezahlen, dann wirft sie keinen Blick mehr auf unser Haus. Sie wird unser Schicksal nicht aus seinem unerbittlich vorgezeichneten Geleise heben; an mir altem schwachen, von der Hilfe seines Sohnes verlassenem Greise wird es sich aber grausam erfüllen. Verweigerst Du mir Deinen verpflichteten Arm und mißlingt mir auf dem Rabensteine der Schwertstreich, so wird das Volk mich mit den Händen zerreißen."

„Laß' uns entfliehen, Vater!"

„Wohin? In's sichere Verderben?! Mag sein, daß Dir ein Fluchtversuch gelänge. Du bist leicht beritten, Du hast erst Einmal vor dem Volke gearbeitet, Dein Gesicht ist noch Wenigen bekannt. Ich aber halte mich nur mehr schwer zu Pferde, seit einem halben Jahrhundert bin ich weit und breit bekannt. Man wird mich fangen, foltern, tödten — denn ich bin ja, wie Du, unseres Landesherrn leibeigener Mann."

„So weise den Richtern Deine zitternden Hände!"

„Dann werden sie nach Deinem jungen starken Arme greifen, der ihnen gehört, wie meine schwache Hand. Diesmal hilft kein Ausweg. Thue Deine Pflicht.



Dann magst Du fliehen! Gott segne Deine Wege und führen sie Dich auch auf Nimmerwiedersehen von mir. Nimm all' mein Kleinod, all' mein Schatzgeld mit Dir. Bei mir würde es nicht sicher sein. Denn wenn ich das Richtschwert hinlege, wird man einen Nachfolger für mich finden, mein Eigenthum wird seines und ich werde sein Knecht sein. So lange ich es vermag, wird es mein Amt sein, die Folterstricke über die Winde zu spannen, die Zangen im Kohlenbecken zu hitzen, den Scheiterhaufen zu schlichten, und wenn auch dazu die Kraft mir schwindet, muß ich die Pferde und Hunde dieses Hofes füttern, die schönen Pferde, die mir gefallen sind, die ich erzogen habe -- für Dich. Weigere Dich nicht, setze mich nicht der gräßlichen Gefahr aus, sonst bleibt mir nichts als der Strick, an dem ich mich noch heute in das Dachgebälke meines Hauses hänge. Das ist ein besserer Tod, als von Pöbelfäusten zerfleischt werden. Dann hast Du wider Deine Pflicht als Freimann und als Kind Deinen Vater einem Traume geopfert und — wohin Du immer reitest, Einer weiß überall, wer Du bist, und dieser Wissende bist Du: des Henkers unehrliches Kind!"

Mit gefalteten Händen stand der alte Mann vor seinem Sohne, Todesangst sprach aus seinen bleichen, zuckenden Zügen, der Blick seiner weitgeöffneten Augen hing starr an Ismaels Lippen. Endlich rief Dieser: „Nicht ein Haar sollen sie Dir krümmen, die Elenden! Lebe wohl, Du Traum von Glück und Ehre! Ich werde sie köpfen, die Dirne! O mein **Vater**!" Damit stürzte er an den Hals des Greises, ließ das Haupt auf dessen Schulter sinken und weinte bitterlich.

„Gott im Himmel," sprach der Alte, „wird Dich belohnen!" Darauf hob er mit bebender Hand das Haupt seines Sohnes empor, strich die hereingefallenen Locken aus dessen Stirne und segnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

In denselben Tagen, in denen Ismael an der blühenden Gartenhecke stand und fruchtlos die fremde Frau erwartete, hielt tiefe Unruhe das Herz der jungen Kaiserin befangen. Was sie quälte, das wagte sie selbst der treuen Gertrud nicht anzuvertrauen. Einsam und wortlos weilte sie tagesüber in ihren Gemächern und wenn sie in stiller Abendstunde im Hofgarten wandelte, dessen Rosenflor täglich üppiger aufblühte und immer sinnberückender seine Düfte verhauchte, drückte sie ihre

Rechte an die Lippen und küßte die Stelle, welche der „junge Ritter" geküßt hatte. Alles Andere hatte sie vergessen.

Eines Morgens sagte sie zu Gertrud: „Haben denn die Nachtigallen wirklich schon geschwiegen?"

„Gewiß," antwortete diese, „wir sind ja bereits in der Mitte des Julimonats, da singen sie nicht mehr. Dafür beginnen jetzt die Nelken zu blühen."

„Was kümmern mich Deine Nelken," erwiederte mürrisch die Kaiserin. Nach einer kurzen Weile fragte sie wieder: „Ruft der Gukuk wirklich nicht mehr, oder habe nur ich ihn überhört."

„Auch der Gukuk schweigt für dieses Jahr," sagte Gertrud. „Morgen ist der bezeichnete Tag, an welchem der Mond den zwei Sternen — jetzt habe ich die Namen von allen Beiden vergessen — näher tritt. Den Monatstag habe ich mir aber diesmal wohlgemerkt; es ist der vierzehnte Juli und der ist morgen."

„Was für ein Monatstag?" fragte die Kaiserin, welche in ihre früheren Gedanken versunken, den Worten ihrer Dienerin wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

„Der Monatstag," flüsterte Gertrud sich zum Ohre ihrer Herrin neigend, „an welchem Ihr den bestellten Trank beim Freimann draußen selber holen müßt."

„Du hast Recht," rief die Kaiserin, wie aus einem Traume geweckt, „wir müssen hinausreiten!"

„Wir sollen das!" sagte traurig die Dienerin. „War's denn nicht das, was Euch in den letzten Tagen so sehr verstimmte, daß wir zu dem Hause des Freimannes nicht mehr kommen können."

„Können, Gertrud?"

„Ich meinte, gnädigste Frau, Ihr wüßtet so gut wie ich, daß der Graf strengstens verboten hat, Euch von nun ab ohne Gefolge aus dem Schlosse reiten zu lassen."

„Um des Himmelswillen," rief die Kaiserin todtenbleich, „sind wir verrathen?"

„Davon ist keine Rede," antwortete Gertrud, „wo wir waren, weiß keine Seele am Hofe. Der Graf erfuhr nur, daß Ihr mit mir allein stundenlang zu Pferde außen wart. Er schreibt das auf Rechnung Eures jungen Uebermuthes. Der erfüllt ihn mit Besorgniß. Er sagt: er könne es nicht verantworten, wenn Euch ein Unglück widerführe, ganz besonders während Euer kaiserlicher Herr — wie diesmal in Speyer — abwesend ist. Darum hat er verordnet, daß Euch kein Pferd gesattelt werde, wenn nicht zwei Hofjunker und zwei Bogenschützen Euch zur Begleitung sind. Wie

sollen wir nun übermorgen in das Haus des Freimannes reiten?!"

„Und dorthin müssen wir!" sagte die Kaiserin in großer Aufregung. „Spende Gold!"

„Das würde uns nur verrathen! O, gnädigste Frau," fuhr Gertrud mit weinerlicher Stimme fort, „mein Rath war so gut, und jetzt ist alle Hoffnung verloren."

„So reite Du allein hinaus!"

„Ihr wißt ja, daß Ihr den Trank selber holen müßt, wenn er wirken soll!"

„Richtig, Du alte Klagfrau."

„Hätte ihn der alte Tropf nur früher fertig bringen können. An Alledem sind nur der dumme Mond schuld und die beiden Sterne, deren Namen ich mir durchaus nicht merken kann."

„So geht es!" nahm die Kaiserin nach langem Besinnen das Wort. „Du gehst zu Deinen Verwandten die hier herum wohnen, sagst Du müßtest für kurze Zeit verreisen, man soll Dir ein Pferd leihen —."

„Ein Pferd?" unterbrach Gertrud verwundert.

„Ein Pferd, meine Gute."

„Woher sollen aber die Leute den Damensattel nehmen?"

„Es genügt ein Sattel, wie diejenigen, auf denen die Weiber hier zu Markte reiten. Wähle aber ein gutes Pferd. Bestelle es für morgen, eine Stunde vor Mitternacht, da schläft alles hier im Schlosse. An die Gartenpforte gegen den Rhein soll man es führen, dort übernimm es Du, dann schicke die Person, die es herbringt, mit einem guten Stück Gelde weg. Ich reite allein zu den schwarzen Bergen hinunter und hole mein Glück.“

„Allein wollt Ihr reiten?!“

„Ganz allein. Gehorche!“

Gertrud gehorchte. Das Pferd kam zur rechten Zeit vor das Rheinpförtchen und die Kaiserin ritt eine Stunde vor Mitternacht — ganz allein — durch die wogenden Kornfelder in die lautlose Haide hinaus.

Das Pferd war nicht schlecht, ein junges, starkes, lebhaftes Thier, doch von sehr ungeregelter Bewegung in schneller Gangart. Dazu kam die landesübliche, ganz unrationelle Zäumung. welche der Kaiserin manches zu schaffen machte, auch schwankte der primitive Sattel in bedenklicher Weise, kurz der Gaul war nichts Mehreres gewohnt, als mäßigen Schrittes zu Markte getrieben zu werden. Zuletzt fand die edle Reiterin

7*

dennoch festen Sitz und die richtige Führung. Auf wohlbekanntem Wege, schneller als anfangs zu hoffen war, wurde das Ziel des nächtlichen Rittes erreicht.

Das weitläufige Gehöfte des alten Freimannes lag im klarsten Vollmondscheine mit glänzenden Mauerflächen und scharf auf den Sand des Hofraumes geworfenen Schatten. In den Kronen der uralten Bäume rieselte das silberne Laub. Die Kaiserin fand zu ihrem Erstaunen das schwere Bohlenthor, welches tagesüber so fest verschlossen lag, weit geöffnet, als ob dies gemiedene Haus dem Tage mißtraue, sich aber desto sicherer fühle im Schutze der schweigenden Nacht. Beim Brunnen stand ein Schleifstein, dessen Kurbel der fahlhaarige Knecht drehte, der alte Freimann schliff darauf ein breites Schwert. Ismael stand mit verschränkten Armen, düsteren Blickes, daneben und schauderte unwillkürlich zusammen, wenn vom Stahle und vom Steine die bläulichen Funken hinstoben in die Nacht.

Der Hufschlag des hereinsprengenden Pferdes löste die unheimliche Gruppe auf. Ismael war rasch in den nächstliegenden Schatten verschwunden, der Knecht ließ die Kurbel fahren, der alte Freimann legte

das Schwert quer über den Brunnentrog und ging der Kaiserin entgegen.

„Ich habe Euch erwartet," sprach er. „Noch ist Mitternacht nicht vorüber, Mond und Sterne stehen richtig. Hier ist das Elixir. Gottes Segen möge in jedem Tropfen walten und über Eurem schönen Haupte immerdar." Damit griff er in die Tasche und überreichte die Fiole. Die Kaiserin nahm sie und drückte eine gefüllte Börse in die Hand des Alten, welcher die reiche Gabe dankbar empfing und an die Stelle versenkte, welche zuvor sein Wundertrank eingenommen hatte.

Die Kaiserin stieg nicht vom Pferde. Ihre Blicke durchforschten den ganzen Hofraum; sie meinte doch eine willkommene Gestalt gesehen zu haben, welche ihr Auge nicht mehr zu finden vermochte. Mit stolzer Handbewegung grüßte sie den Alten und wendete tiefaufseufzend ihren Gaul.

„So nicht, edle Frau!" sagte der Freimann. „Auf der Haide ist es um Mitternacht nicht geheuer. Kein Mensch weiß, was da draußen schläft und wann es aufwacht. Der Himmel hat Euch glücklich herausgeleitet, in gefährlicher Stunde reitet Ihr heim. Erlaubt, daß mein starker, unverzagter Knecht Euch

von Ferne begleite bis in die Kornfelder des Weichbildes von Düsseldorf."

„Er mag mir immerhin folgen," versetzte die Kaiserin. „Wenn ich winke bleibt er zurück."

„Verlaßt Euch darauf!" erwiederte der Freimann. „Gedankenloser Gehorsam ist sein Gewerbe."

Nach diesen Worten ritt die Kaiserin aus dem Hofe, bald folgte ihr von Weiten der Knecht. Sie war nicht lange geritten, da hörte sie hinter sich eilenden Hufschlag. Kurz darnach war der „junge Ritter" auf seinem isabellfarbenen Renner an ihrer Linken, zog seinen Federhut und neigte, so tief er es vermochte sein Antlitz vor der freudig überraschten Frau. Unterdessen war der Knecht zurückgeblieben und verschwunden.

„Ihr seid ja überall," hub die Kaiserin an, „wie der Schutzengel, nur bei Hofe, Herr Ritter, sehe ich Euch nie. Seid Ihr denn in des Kaisers Acht."

„Ich bin in des Kaisers und in aller Menschen Acht und Aberacht", erwiederte Ismael düster. „Nur die Nacht ist mein Schutz und — so lange ich bei Euch weilen darf — mein Glück."

„Was habt Ihr verbrochen?"

„Nichts! Aber das Schicksal ist wider mich. Es gab mir ein Leben ohne Ehre, diese ist mir verloren, ohne daß ich sie je besaß. Ich soll zu Hofe kommen? Dort darf ich mein Antlitz nicht zeigen, sonst kostet es mein Leben."

„Gut, so nehmt eine Maske vor's Gesicht. In wenig Tagen kommt der Kaiser von Speyer zurück und bald darauf verlassen wir diese Gegend. Zuvor gibt's noch ein Abschiedsfest mit Tanz und Mummenschanz. Dabei sollt Ihr erscheinen, ich will es! Was immer kommen mag, ich habe die Macht, Euer Leben zu schützen, zu retten!"

„Ihr habt die Macht, ein Leben zu retten?!"

„Ich vermag mehr, als Ihr ahnt!" versetzte mit starkem Ausdruck die Kaiserin. Wohlgefällig ruhte ihr Auge auf ihrem jungendlichen Begleiter. Sie streckte die Hand aus, ließ sie aber nach kurzem Zögern klätschelnd auf den Hals der Isabelle fallen; doch war es, als gelte die Liebkosung mehr dem Ritter als dem Pferde.

Ismael fühlte die Nähe seines Glückes. Da tauchte es vor ihm auf wie ein Gespenst: er sah statt des schönen Antlitzes der Kaiserin, das durch die Schleier des silbernen Mondlichtes rosig erglühend

sich zu ihm herüberneigte, die todtenblassen Züge der verzweifelnden Kindesmörderin, den Rabenstein und das Richtschwert in seiner Hand.

Die Kaiserin warf das Haupt zurück. „Was entstellt so plötzlich Eure Züge?“ rief sie erschreckt. Durch den Ton ihrer Stimme gewann Ismael seine Fassung wieder. Nach kurzem Besinnen gab er zur Antwort: „Ihr habt die Macht, ein verfallenes Menschenleben zu retten?!“

„Ich habe es gesagt.“

„O dann seid Ihr der Engel, welcher in dieser Nacht erschien. Höret mich gnädig an. Als ich heute im Hause des alten Freimanns war, theilte er mir mit, daß ihm befohlen sei, übermorgen in frühester Stunde einem betrogenen Mädchen, welches ihr unehliches Kind ertränkte, den Kopf vom Rumpfe zu hauen, und zwar auf dem Rabensteine vor Düsseldorf. Während die Unglückselige auf ihrem Kerkerstrohe wimmert, das Klirren ihrer Ketten, der erste Strahl des Morgens die Schauer des Todesfurcht durch ihre Adern gießt, reite ich mit Euch in hoher Gunst durch die prachtvolle Sommernacht, fordert Ihr mich zu Hofe, tretet als Bürgin ein für mein Leben. Schon als Knabe schmeckte mir nur das Stück Brod, das ich mit Andern

theilen durfte, und jetzt — ich ahne es — soll ich das höchste Glück genießen, während mir das bleiche blutige Haupt der armen Sünderin über die Schulter schaut. Habt Ihr die Macht, für mein Leben zu bürgen — und Stimmen, wie die Eure lügen nicht! — o so rettet das arme, elende Mädchen. Sein Bild verfolgt mich und —"

„Und?! —" rief die Kaiserin voll Spannung —

„Und — ich kenne es nicht!"

„Ihr kennt es nicht?! Dann werde ich das Mädchen retten," versetzte ruhig die Kaiserin.

„Versäumt nicht die Minute!" bat Ismael. „Uebermorgen bei Tagesanbruch. —"

„Die Magd soll leben. Und Ihr kommt auf den Mummenschanz!"

„Ich komme und wäre es — um zu sterben," rief Ismael.

Huldvoll und mit heiterem Blicke reichte ihm die Kaiserin ihre Hand, die er ergriff und bedeckte mit Freudenthränen und mit Küssen. Das war keine Stunde der Hoheit, keine Stunde der Ueberlegung, es war eine Stunde der Jugend und des Glücks. Ihre Hand in seiner, so flog das Paar am moosigen Waldrande des Bilkerbusches hinab. Als hätte sich

sein Feuer dem Blute der Pferde mitgetheilt, griffen diese immer ungestümer aus.

Da stieß die Kaiserin einen Schrei aus — der schlechte Sattelgurt ihres Gaules war gerissen. Sie drohte zu stürzen. Fester hielt Ismael ihre Rechte, und sprang von seinem Pferde. Der scheue gewordene Miethgaul rannte wie gepeischt von dannen, während Ismaels edles Thier stille stand, wie ein treuer Hund. Der junge Freimann fing die fallende Kaiserin in seinen Armen auf. Sie glitt zu Boden, er neigte sich über sie.

„Mein Pferd!“ hauchte sie.

„Ist fort!“

„So bin ich allein mit Euch — ganz Euer —“ Das war ihr letztes Wort.

Der bewältigende Athem heißer Jugend zog über blühende Lippen hinüber und herüber — der Mond sank hinter die schwarzen Tannenwipfel hinab.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Kaiserin hatte sich hinter Ismael auf das Roß geschwungen, mit ihren Armen hielt sie sich an seinem Halse fest. Streifen rosenrothen Lichtes zwischen

den erblassenden Sternen verriethen den anbrechenden Tag, als sie im hohen Kornfelde, nahe an der Mauer des Hofgartens, vom Pferde sprang. Ismael ritt in sein Vaterhaus zurück. Die alte Gertrud empfing ihre Gebieterin angstvoll an dem bewußten Pförtchen. „Habt Ihr's?“ flüsterte sie. Schweigend nickte die Kaiserin und trat in den Garten.

In demselben Augenblicke blies der Wächter auf dem Thurme das Tagelied. Es war die Melodie desselben Liedes, das am Morgen nach dem Festgelage, bei welchem aus dem schwankenden Becher des Kaisers ein Weinstrom in die Locken und über Hals und Busen der Kaiserin niederfloß, jener freche Sängerbube gesungen hatte, welcher in der alten Linde vor dem Fenster der Erwachenden saß.

X.

Diesmal nicht auf seinem isabellfarbenen Renner, sondern auf einem schweren bedächtigen Rapphengste ritt Ismael beim frühesten Grauen des Tages über die Haide. Er war in einen scharlachrothen Mantel gehüllt, eine rothe Hahnenfeder ragte auf seinem Hütlein. Hinter ihm holperte auf einer braunen Mähre der Knecht, welcher in einem schwarzen Tuche das Richtschwert vor sich auf dem Sattel trug.

Als die beiden Reiter an dem Rande des noch in tiefer Dämmerung liegenden Richtplatzes anlangten, war derselbe bereits von einer Menschenmenge bedeckt, die aus allen zuführenden Wegen von Minute zu Minute neuen Zuwachs erhielt. Von den Stimmen und Bewegungen der Tausenden, welche sich hier in schauriger Hast durcheinander drängten, schallte, wieder-

hallte, erbrauste die Luft wie ein wogendes Meer. Der Boden schien zu schwanken. Nur Eines zeichnete unbeweglich seine unheimlichen Umrisse auf den Hintergrund des grauen Himmels, das war der Rabenstein, auf dem nichts zu sehen war, als weißer Sand, darauf ein schwarzer Block.

Als die Menge Ismael und seines struppigen Begleiters gewahr wurde, dämpfte sich das Getöse zu einem scheuen Gemurmel. „Da ist er," hieß es, „der Angstmann!" Und andere Stimmen bemerkten: „Dießmal ist's der Junge. Wir werden sehen, wie der ist."

Unterdessen hatte der Knecht die Pferde an die Eisenringe gebunden, welche zu diesem Ende in die steinerne Untermauerung des Hochgerichtes befestigt waren, hierauf trat er mit seinem jungen Gebieter in die kleine Kammer, wo man Kleider und Haare der Verurtheilten dem Zwecke der Hinrichtung gemäß vorzurichten pflegte. Nachdem der junge Freimann den Henkersknecht, welcher verständnißinnig und überlegen mit dem Kopfe nickte, als wollte er sagen: „Das Alles ist mir nichts Neues, das verstehe ich ja besser als Du" — zur genauen Erfüllung seiner Dienstespflichten ermahnt hatte, fragte er einen anwesenden Gerichtsdiener um Namen, Heimat und Alter der Verurtheilten.

„Sie heißt Martha," lautete die Antwort, „ist aus Vollmerswerth oben am Rheine und mag um ein paar Jährchen jünger sein als Ihr."

Hierauf stieg Ismael über die kurze, schmale Steintreppe auf die Plattform des Hochgerichtes hinauf. Zwar baute er mit jugendlicher Zuversicht und weil Jeder am festesten das glaubt, was er wünscht, auf das Wort der fremden Frau, deren Höhe er zwar ahnen, aber noch nicht messen konnte. Doch zitterte er vor der Bosheit des Zufalls; der Abritt des gnadebringenden Reiters kann sich verspäten, sein Pferd kann stürzen, von nun ab zählt jede halbe Minute. „Hier oben," sagte er zu sich selber, „kann ich die Straße bis Düsseldorf hinein überblicken. Während die Menge da unten für nichts mehr Augen hat, als für das Schaffot, bewacht mein Blick den Weg, auf dem die Gnade kommen muß, die Gnade für die arme Sünderin und — für mich." In diese besorgten Gedanken klangen aber die Namen „Martha" und „Vollmerswerth" unwillkürlich hinein. Vollmerswerth! Wie oft hatte er dort, als ihm der Flaum auf Lippe und Kinn kaum zu sprießen begann, mit den Dirnen des Dorfes gespielt, denen schon von keimender Blüte das Busentuch zitterte. Ein wachsendes Gemurmel

und Getümmel in der Menge unten weckte ihn aus seinen Gedanken. Die Sonne ging blutroth über dem Rheinthale auf, ihr Wiederschein blitzte über die funkelnden Stromwellen herüber, als wollte sie den Träumer mahnen, seine Aufmerksamkeit der Pflicht zuzuwenden, deren Vollzug ihm zunächst bevorstand. Es war die höchste Zeit, denn am Fuße des Hochgerichtes hielt bereits der von Bewaffneten umgebene Wagen, auf dem zwischen zwei Düsselthaler Trappisten die Kindesmörderin saß. Der eine Mönch betete ihr vor, der Andere forderte sie auf, zur Rettung ihrer armen Seele und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit nachzubeten. Sie aber schwieg. Mit ihrem aufgelösten, schönen, braunen Haare verhüllte sie ihr Gesicht, während sie über ihre bebenden Lippen die verzweiflungsvollen Worte hauchte: „O, du böser Gott!"

Man hob die Gebrochene vom Wagen und brachte sie in das Innere des Hochgerichtes, auf dessen Plattform ein Richter in seiner Amtstracht erschien und den Freimann aufforderte, nach Eid und Pflicht sicher und rasch das Urtheil zu vollstrecken. Ismael würdigte die Amtsperson keines Blickes, seine Augen waren un-



verwandt auf die Straße gerichtet, die von Düsseldorf herausführt.

„Nun — wird's?!“ herrschte der Richter, nach einer kurzen Weile. Ismael wendete sich um, die arme Sünderin war bereits vor den Block geschleppt, der Knecht war eben daran, ihr die Augen zu verbinden, als ihr in Todesangst scheu fliegender Blick den jungen Freimann gewahrte. Die letzten Kräfte emporraffend schrie sie: „Du, Ismael! Nein — Du nicht, Du nicht! Du kannst es nicht thun!“ und mit beiden Händen die Haare aus ihrem thränennassen Gesichte streifend rief sie mit feierlichem Ernste: „Ich bin Martha — es ist schon lange her — kennst Du mich nicht?!“ Auf den Knieen sich vorschiebend, näherte sie sich mit vorgestreckten Armen Ismael, welchem in demselben Augenblicke der Knecht das aus dem schwarzen Tuche gewundene bloße Richtschwert überreichte. Rasch und roh hatten die Schergen die in Angst und Verzweiflung Aufschreiende an den Block zurückgeschleppt, athemlos stand die Menge — ein grauenvoller Schauer wallte durch Erde und Himmel.

„Hau' zu, elender Frohnbube“, herrschte der Richter vom Neuen. Ismael schwang das Schwert. bevor er es aber in den Nacken des bestimmten Opfers

fallen ließ, warf er noch einen Blick auf die Straße nach Düsseldorf. Er hielt inne. Die blutdürstige Menge unten tobte und brüllte, der Richter fluchte, schwarz wurde es vor Ismaels Augen — da war es ihm, als hebe sich auf der Straße draußen der Staub — ein Reiter — der fliegt wie der Wind, — greif' aus, Du Pferd, greif' aus! — ein weißes Tuch — es blinkt — es flattert — Ismael, weit vorgestreckten Oberleibes, weist mit dem Schwerte, das er noch mit beiden Händen hält, dem Heransprengenden entgegen, — noch ist er keines Wortes mächtig — endlich ruft er mit der ganzen Kraft seiner jungen Brust, daß es weithin erschallt und wiederhallt: „Halleluja — Gnade! Gnade!!"

Hierauf warf er das Schwert in den Sand, nahm das leblos hingesunkene Mädchen in seine Arme, und trug es über die Stiege hinab. Unten war inzwischen der Hofjunker abgesessen, den der Landesherr als Gnadenboten hergesendet hatte. Die Flanken seines athemlosen Pferdes flogen, doch muthig wiehernd hob es den Kopf und schleuderte Flocken weißen Schaumes über sich in die bereits sonnenhell gewordene Morgenluft. Der Hofjunker streichelte das edle Thier. „Brav hast Du ausgehalten" sagte er, „mein Andalusier, und hätte es Dir auch das Leben gekostet, es war dennoch ein Ehren- und Freudenritt!"



Die Menge, die vor Kurzem noch so blutdürstig gebrüllt hatte, war jetzt eitel Freude. Die Einen labten und beglückwünschten die Begnadigte, andere priesen laut des Landesherren Großmuth. Ismael stand beiseite, dankte Gott dem Allmächtigen und pries in seinem Herzen die gute, schöne, fremde Frau. Alle Hoffnungen seiner Seele waren wieder wach. Das Banner der Ehre hörte er rauschen über seinem Haupte.

„Da seht doch den jungen Scharfrichter an", sagte der Hofjunker zu der Gerichtsperson, die herzugetreten war, ihn — den Abgesandten des Landgrafen — gehorsamst zu begrüßen: „Schade um den schönen Mann, das hätte einen rechten Ritter gegeben. Dieser Wuchs, diese freie Haltung! Wo und in welchem Kleide ich den Menschen wiedersähe, ich würde ihn immer wieder erkennen."

Inzwischen hatte man einen Bauernwagen herbeigebracht, Martha mußte darauf Platz nehmen, ein paar angesehene Bauersfrauen setzten sich zu ihr, andere Wägen und eine Schaar reitender Bursche folgten peitschenknallend und jauchzend — Alle wollten dabei sein, wenn die gramgebeugten Eltern zu Vollmanswerth die todtgeglaubte Tochter mit staunender Freude in die Arme schließen.

Auch das übrige Volk hatte sich bald vom Richtplatze verlaufen. Ismael warf den rothen Mantel seinem Knechte zu, schwang sich auf seinen Rappen, brach die rothe Hahnenfeder von seinem Hütlein und ritt, während er sie langsam zerpflückte, fröhlichen Herzens zu seinem alten Vater heim.

Am Abend desselben Tages sprach der junge Freimann zu dem Alten: „Gib mir Geld, so viel ich brauche, auch die schwere Kette und den mit Edelsteinen besetzten Dolch, welchen Dir jener Venetianer gab, den Du durch heilende Tränke von der fallenden Sucht befreitest. Ich reite nach Köln in unsere Herberge. In einigen Tagen kommt der Kaiser von Speyer zurück, um sich von unserem Landgrafen zu verabschieden. Sobald er eintrifft, gib mir unverweilt Kundschaft. Dann muß auch ich in Düsseldorf sein."

„Ich meinte, Du wolltest fliehen," sagte kopfschüttelnd der Alte. „Warum hast Du Deinen Sinn geändert? Was suchst Du in Düsseldorf? Sprich, was hast Du vor?"

„Nichts, mein lieber Vater, als einen lustigen Mummenschanz."

XI.

Dem heißen Augusttage war die lieblichste Sommernacht gefolgt. Leise rauschte zwischen seinen sandigen Ufern draußen der Rhein, kräftig dufteten die Nelken und Spätrosen des Hofgartens um das Grafenschloß zu Düsseldorf, das mit seinen gewaltigen Umrissen und seinen festlich erleuchteten Fensterreihen vom tiefblauen Hintergrunde des von Sternengefunkel durchleuchteten Himmels sich abhob.

In den Sälen drinnen war der lustige Mummenschanz im Gange, der angestellt worden war, um den Abschied des Kaiserpaares zu verherrlichen. Nicht nur der gesammte Hof des Kaisers und seines Schwagers, des Grafen, auch der ganze Adel des Erzstiftes Köln und der Lande Cleve und Jülich war zur Festeslust gekommen. Die Masken jener Zeit waren allerdings

noch nicht so phantasiereich und mannigfaltig, wie die Verkleidungen späterer, erfindungsreicherer Tage; die italienischen Possenspiele und die nähere Bekanntschaft mit fremden Ländern, welche folgenden Zeiten die buntbelebenden Charaktermasken und Nationaltrachten lieferten, waren damals noch nicht vorhanden; auch Theaterkostüme aus beliebten Stücken waren nicht denkbar, denn dramatische Darstellungen waren nur in der Form von Weihnacht- und Osterspielen bekannt, welche in den Kirchen aufgeführt wurden und es durfte mit Recht bezweifelt werden, ob die Maske des Hohenpriesters Kaiphas, des heiligen Papstes Petrus, der dreimal in einer Nacht seinen Herrn verleugnete, oder Judas, des Erzschelmes, viel zur heiteren Belebung eines Mummenschanzes würden beigetragen haben. Die römisch-griechische Götterwelt, deren Verständniß durch die Pflege der alten Sprachen in Klosterschulen damals den Zeitgenossen näher gelegt war, war bei Alledem durch die vorsichtigen Bemühungen der katholischen Klerisei, welche den versunkenen Olymp noch immer wie eine Bande im Finstern schleichender Prätendenten fürchtete, so vollständig verläumdet, gebrandmarkt und entehrt, daß keine Dame es gewagt hätte, im Schmucke der Venus oder auch nur im Helm und Panzer der

weisen Minerva, kein Ritter zu bewegen gewesen wäre, in der Rüstung des Ehebrechers Mars oder gar in den Flügelschuhen Merkurs, des Gottes der Straßenräuber und der Diebe in den Saal zu treten. Aus diesen Gründen beschränkten die Frauen ihren Maskenputz auf grellere Farben des Mantels, reicheren Blumenschmuck des Haares, größeren Umfang des Kranzes, welchen Jede gemäß der Sitte jener Zeit bei Festen in der Hand zu tragen hatte und auf die seidene bis zur Oberlippe reichende Gesichtslarve. Die Männer, deren Larven das ganze Gesicht bedeckten, gefielen sich in Uebertreibungen. Sie trugen überhohe Federn auf ihren Bareten, welche sie obendrein mit den sammtenen Decken und den metallenen Zierden ihrer Turnierhelme überluden, so daß der schwere Wust kaum auf dem Kopfe festhielt, unmäßig aufwärts gekrümmte Schnabelschuhe, überlange Schwerter in grünen, himmelblauen oder rosarothen Scheiden, die Waffenröcke mit Sternen, Halbmonden, Triangeln und Rosetten aus hellfärbigem Leder oder Pergament beklebt und — lächerlich genug — zu all der weichlichen und bunten Kinderei die eisernen Schuppenpanzer an den Beinen. Nur die jüngsten Junker trugen anschließende Mützen mit Perlen-

schnüren und einem Kränzlein aus Nelken und anderen Sommerblumen.

Noch hatte der Tanz nicht begonnen, als Ismael eintrat und in das Gewühl sich mischte. Sein kostbarer Anzug war von venetianischem Schnitte: Beinkleider von karmoisinrother Seide, Schuhe und Waffenrock von schwerem Purpursammt mit goldenen Knöpfen besetzt, Kragen, Aermel und Wehrgehenke von golddurchwirktem Brokat, an letzterem hing ein Dolch, dessen Griff und Scheide von Edelsteinen funkelte. Auf dem Haupte trug er ein griechisches, von einer schweren Goldkette umwundenes Scheitelkäppchen, darüber einen frischen Rosenkranz. Eine Sammtmaske bedeckte sein Gesicht. Er wollte in der ersten und letzten Stunde seines Glückes auftreten als ein feiner Mann. Er dachte, bei Hofe, wo er früher nie gewesen, müsse Alles starren vor Glanz und Reichthum, und so war ihm seine Gewandung, welche er von einem welschen Juden in Köln erhandelt hatte, schöner gerathen, als es für ihn gut war. Seine Pracht fiel auf und es strichen bald Gaffer hinter ihm her, zumal Hofjunker und Pagen. Er merkte nichts davon, wunderte sich aber nicht wenig über das gespreizte Wesen und den gekenhaften Gang, mit dem die Ritter ihre Damen an

erhobener Hand hochführend, an ihm vorüberstelzten. Dabei drückten sie mit lächerlicher Grandezza die Linke auf den Griff ihrer überlangen Stoßdegen, daß die Spitzen derselben unter den Kleidersaum der nachstolzirenden Damen fuhren und denselben nicht selten bis über den letzten Ring der Schuhbänder emporhob, was immer ringsum viele Heiterkeit erweckte und — wie es schien — einen Hauptspaß des „fröhlichen Mummenschanzes" abgab.

Ismaels Augen suchten unter den Masken die köstliche Gestalt, das goldene Haar, die unvergeßlichen blauen Augen seiner Freundin, deren mächtiges Vorwort der armen Sünderin Martha das verwirkte Leben wieder gewonnen hatte. An jenen Zeichen hoffte er sie wieder zu erkennen, seine Blicke aber fanden sie nicht.

In einem Nebensaale, dessen Thüren von glänzenden Trabanten bewacht wurden, tafelte der Kaiser und der Graf von Bergen mit ihrer Sippschaft; man hörte das Klappern des Geschirres und das Zusammenklingen der Becher. Ueber die Köpfe der Trabanten und das Gewühl der Diener glänzten die hocherhobenen silbernen Weinkannen herüber, aus denen die Pagen einschenkten. Da trat der Seneschal auf die Estrade

heraus, erhob den Stab und rief: „Wohlauf Ihr Herren und Frauen, Ihr Junker und Jungfrauen alle, tretet an zum Tanze."

Die Paare ordneten sich. Ein Sänger und eine Sängerin stellten sich neben den Senneschal, denn nach damaliger Sitte wurde der „umgehende Tanz" nicht von Instrumenten, sondern von Liedern begleitet, deren Refrain die Tänzer und die Tänzerinnen im Chore nachsangen. Diesmal wurde das Lied von der Begegnung Siegfrieds mit Brunhilden angestimmt. Gemessen und feierlich bewegten sich die Paare und als die frischen Stimmen des Chores in schwellender Fülle ertönten, trat der Kaiser mit der Kaiserin, dem Grafen und der Gräfin von Bergen und dem ganzen Hofstaate in den Saal. Die Herrschaften trugen keine Larven. Der Kaiser zeigte eine weinfrohe Miene, die Kaiserin war schön wie eine vollerblühte Rose, funkelnd von Morgenthau, goldig erglänzend in Sommersonnenschein. Oder waren das nur Diamanten und ihr offenes, reiches, goldenes Haar?

Sie war es, die „fremde Frau." Dem armen Henkersohne schwanden die Sinne. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Er fragte den Hofjunker, der mit seinen Gefährten zischelnd hinter ihm hergestrichen kam — es war derselbe, welcher der Kindesmörderin

die Gnadenbotschaft zum Rabenstein gebracht hatte — wer doch die Frau zur Linken des Kaisers sei?

„Wer sollte es sonst sein, als die Kaiserin?“ antwortete der Junker und setzte mit höhnischem Tone bei: „Ihr werdet sie wohl kennen. Wenn ich mich trotz Eurer Larve nicht täusche, seid Ihr fürwahr kein Fremdling in dieser Gegend.“ Darauf wendete er sich wieder flüsternd zu seinen Gesellen, welche trotz seines wiederholten Zuredens, immer von Neuen ungläubig die Köpfe schüttelten.

Dem armen Ismael trat der Angstschweiß auf die Stirne. Der feierliche Tanz und der begleitende Chorgesang hatten geendet, die Instrumente erschallten, der „springende Reigen“ begann, dem Paar um Paar für sich in drehender Bewegung hinflog. Da trat der Senneschal vor Ismael hin, neigte vor ihm seinen Stab und sprach: „Die gnädigste Kaiserin fordert Euch zum Tanze.“

Ismael erzitterte vom Wirbel bis zur Sohle. Dann raffte er all' seine Kraft zusammen und während er zu sich selber sagte: „Armer Gesell, jetzt gilts Dein Leben!“ — folgte er festen Fußes dem voranschreitenden Senneschal. Die Kaiserin trat ihm entgegen, sank in seinen Arm, der ihre Hüfte umschlang und hin

flog das schönste Paar bei Flötenschall und jauchzendem Trompetengeschmetter. Der Hofjunker und seine Gefährten, deren Schwarm immer wuchs, drängten sich nach.

„Ich habe Eure Gestalt erkannt“, flüsterte die Kaiserin während des Tanzes. „Jetzt erkenne ich auch den Hauch Eures Mundes. Ihr zittert! Nun bin ich dessen gewiß — Ihr seid es. Willkommen an meinem Hofe.“

„O schönste Kaiserin“, antwortete Ismael ebenso. „Hätte ich nie die Schwelle dieses Hauses überschritten! Ich tanze auf das Hochgericht, um zu sterben, um zu schweigen. Seht Ihr die Gecken hinter uns herstreichen! Wie sie schleichen, wie sie lauern, wie sie zischeln.“

In der That war jener Junker mit seinen Gesellen dem Paare immer auf den Fersen; das Geflüster wurde ein wachsendes Murren, Ismael vernahm ganz deutlich die Worte „Vollkartey und Kaiserswerth.“ Die Kaiserin, welche meinte, der Schwarm hätte in ihrem Tänzer den geächteten Standesgenossen erkannt, flüsterte Ismael zu: „Kein Haar sollen sie Euch krümmen.“ Zuletzt wurde das Herzudrängen immer enger, so daß es dem Paare unmöglich war, weiter zu tanzen. „Ich

täusche mich nicht. Bei meinem Worte er ist es!“ rief der Junker.

„Und wenn er's ist, so ist er's in meinem Schutze! Gebt Raum, Ihr Herren!“ rief die Kaiserin und riß ihrem Tänzer die Larve vom Gesicht.

„Der Scharfrichter von Bergen!“ tönte und wiedertönte es im Saale. Alles drängte sich herzu, doch der angeborne Abscheu hielt, als sie dem jungen Freimann näher gekommen war, die Menge zurück. In der Mitte des geschlossenen Kreises stand Ismael, todtenbleich, die erstarrte Kaiserin noch immer nach Tänzerart im linken Arme haltend. Als aber der Hofjunker und seine Gesellen losstürzten, die Kaiserin aus dieser unehrlichen Berührung zu reißen, flog hohe Röthe auf seine Züge. Jede Angst war von ihm gewichen, trotzig blickte er dem gewissen Tode in's Auge, seine Rechte faßte den Griff seines funkelnden Dolches — Alle wichen zurück.

Da durchbrachen Trabanten den Kreis, welche mit vorgestreckten Hellebarden Ismael umstellten. Ihnen folgte der Kaiser. Die Damen des Hofes nahmen die Kaiserin in ihre Mitte, sie hielten ihre Schleier vor das Antlitz der hohen Frau, damit diese den Verruchten nie wieder erblicke, dessen Berührung ihre

Ehre geschändet hatte vor aller Welt. Die Stirnadern des Kaisers waren angeschwollen, er donnerte: „Hinaus mit dem Buben und hängt ihn noch in dieser Stunde an den Galgen.“ Ismael aber trat mit freiem Anstande vor den reichsgewaltigen Herrscher und sprach bescheiden und gelassen: „Gnädigster Kaiser und Herr! Jeder Mensch hat einen Traum, dessen Erfüllung ihm theurer ist, als sein Leben. Der meine war: einen Augenblick Ehre zu genießen, in meinem ohne mein Verschulden ehrlosen Dasein. Mein Traum ist Wahrheit geworden, das zahle ich jetzt freudig mit meinem Leben. Ich habe die höchste Ehre genossen, ich, der niedrigste der niedrigen Knechte, habe die Kaiserin im Arme gehalten und — mit ihr getanzt, mit ihr, der alleredelsten, der allerschönsten Frau auf Erden. Ihr gebt mir den Tod, großer Kaiser, ich gebe Euch dafür meinen besten Wunsch: möge auch das, was Ihr träumt und hofft für das Glück Eures hohen Hauses, sich erfüllen. Der Stunde dieser holden Erfüllung gebe ich jetzt am Rande des Grabes meinen liebevollsten Segen. Und jetzt führt mich zum Tode. Ich sterbe für genossenes Glück!“

Ismael wendete sich zum Gehen. Da durchbrach die Kaiserin den Kreis ihrer Damen. Als Ismael sie



wieder erblickte, hemmte er seinen Schritt, hob seine Rechte wie zum Schwure empor, legte den Zeigefinger der Linken viel bedeutsam auf seinen Mund und streckte sodann seine Arme den Trabanten hin, welche ungeduldig mit den Fesseln klirrten. „Haltet ein!“ rief die Kaiserin, faßte den Kaiser, dessen sich bei der Anrede Ismaels eine seltsame Bewegung bemächtigt hatte, an der Hand und raunte ihm in das Ohr. „Bei Deinem eigenen Glücke, kein Blut in dieser Stunde — ich sage es Dir! Komme mit mir. Wir müssen allein sein. Du mußt mich hören!“ Damit zog sie ihren greisen Gatten in das nächste Nebengemach und gebot dem Senneschal, die Thüren desselben zu schließen.

Alle Uebrigen blieben staunend zurück. Ismael war an das Ende des Saales gebracht worden, wo er, ein gebundenes Schlachtopfer, zwischen seinen Wächtern stand. Ihm — dem Angstmann, wie sie ihn nannten — gegenüber hatten sich die Junker hingepflanzt, welche ihn mit halblauten Worten höhnten und verspotteten. Am andern Ende standen die Ritter und ihre Frauen zusammengedrängt und harrten im bangen Schweigen der Dinge, die da kommen mußten.

Unterdessen sprach im verschlossenem Nebengemache die Kaiserin zu ihrem Gemahl: „Du willst ihn tödten lassen?“

„Nach Gesetz und Recht! Nicht nur weil er an ehrlichem Orte erschienen — er hat es auch gewagt, mit Dir zu tanzen, mit Dir!“

„Er war eine Maske wie die Andern, und so habe ich ihn zum Tanze fordern lassen. Mir schien er der edelste Ritter. Hast Du ihn nicht angesehen?“

„Er ist ein hübscher Bursche,“ antwortete der Kaiser.

„Seine edle Erscheinung hat mich hingerissen,“ sagte die Kaiserin feurig.

„Ich werde seine Schönheit stückweise in den Galgen fallen lassen, zu dem andern Moder und Schelmengebein.“

„Ihn!? In dessen Armen ich gelegen bin voll freudiger Lust!“

„Du!“

„Beim Tanze!“ versetzte ruhig die Kaiserin.

„Das ist kein Verbrechen, dafür muß er hängen.“

„Hängen? Dessen Herz an meinem schlug!“

„Sein Herz an Deinem Herzen?“



„— Beim Tanze! Dessen Athem über meine Lippen wehte.“

„Beim Tanze!“ knirschte der Kaiser, „der Elende!“

„Wie sprichst Du so sonderbar!“ sagte die Kaiserin gelassen. „Nun ja, beim Tanze. Warst Du nicht auch einmal jung? Hast Du nicht vor Zeiten auch mit schönen Frauen getanzt? Er that nichts Anderes, als Jeder gethan hätte, der an seiner Stelle gewesen wäre.“

„Genug!“ herrschte der zürnende Monarch, „er hat meine fürstliche Ehre in Dir geschändet. Dafür muß er sterben.“ So wendete er sich zum Gehen.

„Erwäge, was Du unternimmst!“ rief die Kaiserin ihn am Mantel fassend. „Dein zorniger Entschluß, er tödtet vielleicht — zwei Leben. Oder — wenn der junge Keim den blutigen Schrecken überdauert, der in dieser Stunde mich durchrieselt, derselbe Hochgerichtsschauer wird fortan bis in die schwere Frauenstunde mich durchbeben, welche ich — so lange wir auch hofften und um sie zum Himmel flehten — noch nie erleben durfte. Hast Du nie gehört, daß Geschehnisse, welche Frauen gesegneten Schooßes widerfahren, haften bleiben im Blute und im Sinne des Kindes, das sie unter ihrem Herzen tragen? Soll der hohe Fürst, den ich gebären werde, ein Herrscher sein mit

Henkergelüsten?! O schone mich und schone Deine Völker!"

„Unter Deinem Herzen — ein Kind?" stammelte der Kaiser, dessen Züge sich still verklärten.

Die Kaiserin sank an seine Brust und nickte schweigend.

„So war mein Hoffen nicht eitel!" jubelte der Alte. „Die Armuth meines kaiserlichen Hauses, unsere leeren Hände haben das harte Herz des Glückes gerührt!" Das Auge dankbar gegen Oben lenkend zog er seinen Kaisermantel, wie schützend über die Schultern der Kaiserin herauf. „Hier bedarf es einer anderen Sühnung, als durch Strafe. Ein Strahl des Glückes, das uns umleuchtet, falle auch auf den unbesonnenen, frechen Schelm. Folge mir und fürchte nichts. Ich gehe, den Richterspruch zu sprechen."

Als das Kaiserpaar in den Festsaal zurückgekommen war, befahl der Kaiser, den Schuldigen vorzuführen. Ismael kniete zu Boden, nahm den Rosenkranz von seinem Haupte und legte ihn zu den Füßen des Kaisers nieder. Der zog sein breites Schwert. Todtenstille. Jeder dachte, der Kaiser, stark und gewaltigen Sinnes, wie er war, wolle die seiner Ehefrau angethane Schmach persönlich rächen, mit eigner Hand den Stahl in das

Blut des unerhörten Frevlers tauchen. Ismael breitete die Arme aus und blickte ruhig dem Todesstreiche entgegen „der dem schönen Traum ein Ende macht."

Da tauchte über die Schulter des Kaisers zufrieden lächelnd das reizende Antlitz der Kaiserin empor und der Kaiser begann: „Du frecher Schelm! Du hast gefrevelt, wie niemals Einer. Aber Dein Tod macht Deinen Frevel nicht ungeschehen; Dein Blut wäscht es nicht ab, wenn es meiner Kaiserin ein Flecken däucht, daß der Scharfrichter von Bergen sie berührte. Mich wills bedünken, die geheiligte Majestät der Kaiserin sei zu erhaben, daß Deine Niedrigkeit ihrer reinen Hoheit Abbruch thuen könnte. Der Kaiserin reiche Ehre ist stärker, als Deine arme Unehrlichkeit. Und so ist es gekommen, daß der Kaiserin Berührung Dich ehrlich gemacht hat für immerdar. Darum bessere ich jetzt allen Schaden gründlich, ich spreche Dich ehrlich und schlage Dich mit meinem kaiserlichen Schwerte zum Ritter, zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten! Heute Knecht und nimmermehr! Stehe auf, Ritter Schelm von Bergen, denn also sollst Du fortan Dich nennen und Dein adeliges Geschlecht nach Dir. — Und jetzt tanze den Ehrentanz mit Deiner Kaiserin."

Ein Wink und durch den Jubel der Versammelten, mit dem sie des Kaisers ebenso schönen als weisen Rechtsspruch priesen, erschallte ein feierlicher Tusch der Pauken und Trompeten. Der Vorsänger und die Vorsängerin stellten sich wieder neben den Senneschal und stimmten das Lied an von der Begegnung Siegfrieds und Krimhildens. Der Chor sang den Refrain. Der junge Ritter und die Kaiserin begannen von Neuem den Tanz. Nach Hofessitte mit gemessenen Schritten zogen Beide in der ganzen Schönheit ihrer Jugend dahin. Sie sprachen zu einander kein Wort, sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Was noch kommen konnte, verstand sich von selbst.

Inzwischen hatte der Kaiser das beglückende Geheimniß dem Landgrafen mitgetheilt. Mit weitgeöffneten Augen vernahm dieser die überraschende Kunde.

„Meine Wünsche sind gekrönt, ich bin ein seliger Mann!“ sagte der Kaiser und seine Blicke folgten der tanzenden Kaiserin. „Wie hold und prächtig sie hinschwebt! Ist sie nicht eine schöne Frau?“

„Wer könnte das leugnen?“ versetzte der Landgraf. „Aber auch ihr Tänzer ist ein schöner Mann.“

XII.

Ismael kam nicht mehr vom Hofe des Kaisers, welcher den „jungen Ritter" täglich lieber gewann. Als der Krieg ausbrach mußte Ismael mit zu Felde, wo er so nahmhafte Proben von Umsicht und Tapferkeit ablegte, daß der Kaiser ihn mit dem freigewordenen Städtchen Bergen und dessen Landgebiete, nächst Hanau in der Wetterau gelegen, als Erb- und Bannerherrn belehnte. Der Graf von Bergen sprach den alten Freimann ehrlich und entließ denselben aus der Leibeigenschaft und Ismael rüstete sich, seinen Vater einzuholen in seine Burg. Er ritt mit stattlichem Gefolge nach Köln hinab, setzte über den Rhein, ließ sein Banner vor sich hertragen, und zog den schwarzen Bergen zu. Als er in die alten Wälder kam, die südlich von dem Gehöfte des Freimanns in jenen Tagen

das Land bedeckten, gerieth er an den Kreuzweg, wo seine „schöne Mutter“ begraben war. Dort traf er ein frisch gegrabenes offenes Grab, die unehrlichen Knechte senkten einen mit Blumen bekränzten Sarg hinunter, in dem die Leiche seines Vaters lag. Kein Priester, kein Nachbar gab das Geleite. Der Knecht mit dem fahlen Zottelhaare erzählte: seit der Erhebung Ismaels habe der „Meister“ wenig mehr gesprochen, und nur mehr mit seinen Blumen sich beschäftigt. Seine Kräfte seien täglich mehr verfallen, doch sah er heiter aus. „Gestern Morgens,“ sagte der Knecht, „fanden wir ihn mit zufriedener Miene unter dem alten Apfelbaume sitzend, aber er war todt. Sein Ende muß schmerzlos gewesen sein, vielleicht ist er zusammengebrochen unter der Freude. Er wußte ja, daß Ihr kommen wollt, ihn zu holen.“

„Er ist uns vorausgegangen!“ erwiederte Ismael. „Schlafe in Frieden, guter Vater.“ Darauf stieg er vom Pferde, kniete ans offene Grab und betete laut. Die andern Alle beteten mit ihm. Als er sich wieder erhoben hatte, ergriff er sein ritterliches Banner und schwang es dreimal rauschend über seines Vaters Grab. — Ob der alte Freimann drunten dieses Rauschen vernommen hat, wie er das einstmals hoffte?

Nach Alledem mochte kaum ein Jahr in's Land gegangen sein, da saß die Kaiserin noch tief in der Nacht mit der alten Gertrud an dem Bettchen ihres eben erwachenden Kindes. Es war ein Knäblein. Wie unbewußt streckte es die kurzen Aermchen empor, die Kaiserin neigte ihr Antlitz zwischen hinein und drückte die kleinen Hände des Prinzleins an ihre Wangen. „Du Kind von Gottes Gnaden," sagte sie, „wenn Du einst zur Herrschaft gelangst, so mache Dein Volk so glücklich, wie Du mich gemacht hast."

„So hat des alten Freimanns Wundertrank denn doch geholfen!" meinte Gertrud. „Bei jedem Blick auf dieses edle Kind erfreue ich mich vom Neuen meines Rathes."

Eine hohe Röthe floß bei diesen arglosen Worten der alten Amme über das Gesicht der Kaiserin, welche in tiefes Sinnen versank, während ihr Busen hochauf wogte.

Nach einer Weile flüsterte Gertrud. „Der Kleine ist schon wieder eingeschlafen."

„So gehe auch Du zu den Mägden hinüber," befahl die Kaiserin. „Ich werde die Glocke ziehen, wenn ich Deiner bedarf."

Gertrud verließ das Gemach.

Als sie allein war, öffnete die Kaiserin einen Wandschrank, suchte hastig in demselben, nahm die Fiole heraus, welche ihr in jener Mondnacht der alte Freimann gegeben und eilte damit in den Garten, an das Ufer des Maines hinab. Dort hielt sie das Glas empor, das Siegel auf seiner Mündung war unversehrt, kein Tropfen seines Inhalts fehlte. Lange betrachtete sie den purpurnen Liquor, in dem das Mondlicht seltsame Flammen weckte. Dann aber schleuderte sie das Glas in den Strom, welcher die letzten Spuren eines süßen Geheimnisses forttrug.

Wie es dennoch ausgeplaudert wurde? — Hier schweigt die Geschichte.

Alles, was hier erzählt wird, ist ja nur eine Sage, die aus fernen Jahrhunderten herüberklingt. Die Gelehrten behaupten zwar, jede Sage beruhe auf einer Thatsache, habe einen historischen Hintergrund. Der Schreiber dieser Zeilen vermochte im gegenwärtigen Falle einen solchen nicht zu erforschen. Es ist ihm nicht gelungen, die erlauchte Familie aufzufinden, welche ihre legitime Nachkommenschaft in so merkwürdiger Weise zu ergänzen verstand. War es wirklich ein Kaiser und eine Kaiserin? War es ein Königs-



paar? Es gibt eine Romanze, die dasselbe Lied von einem Herzog und einer Herzogin singt.

Liegt wirklich eine wahre Begebenheit zu Grunde, so müßte diese in oder vor den Zeiten der fränkischen Kaiser gesucht werden, denn schon in den Jahren 1090 und 1102 wird ein Eberhard Schelm von Bergen in Urkunden genannt. Im Jahre 1844 starb der letzte Schelm von Bergen. Mit ihm erlosch sein uraltes Geschlecht.

Viele andere Schelme aber leben noch.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.







